

Einige Winke
für die
Abfassung deutscher Aufsätze
in den
oberen Klassen höherer Lehranstalten
mit hinzugefügten Proben

von
P. Jabusch,
Professor.

Beilage zu dem Bericht des Königl. Ulrichsgymnasiums
zu Norden über das Schuljahr 1902—1903.



Norden.
Druck von Diedr. Soltan.
1903.

1903. Nr. 365.

qmo
1 (1903)

365b.



Vorbemerkung.

Zwar ist es zunächst die Aufgabe des Unterrichts selbst, eine ausreichende Anleitung zur Abfassung der Aufsätze zu geben. Diese Aufgabe kann dem Unterrichte auch nicht abgenommen werden. Aber bei den mannigfachen Anforderungen, die an den deutschen Unterricht in den oberen Klassen sonst noch gestellt werden, kann nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der verfügbaren Zeit hierzu verwendet werden. Für viele Schüler reicht nun diese gelegentliche Anleitung nicht aus, zumal wenn man dabei nicht auf eine ausführlichere deutsche Schulgrammatik und ein geeignetes Lesebuch verweisen kann. Ich hoffe daher, daß die im folgenden gegebenen Anweisungen, die absichtlich auf einige wenige Punkte beschränkt sind, allen willkommen sind, denen die Natur die Gabe schnell und richtig aufzufassen, Gehörtes treu im Gedächtnisse zu bewahren und das Zerstreute im Geiste zusammenzufassen nicht in hohem Grade verliehen hat, und daß die hinzugefügten Proben manchen, auch unter den Fähigsten, vor zeitraubenden Irrwegen und Mißgriffen bewahren können, die trotz aller Anweisungen vorzukommen pflegen. Die Musterausführungen in der Schule mitzuteilen ist immer mißlich, mag es nun vor der Bearbeitung der Aufgabe geschehen oder nachher, weil damit zu viel Zeit verloren geht und die schnell verhallende mündliche Vorführung doch nicht den gewünschten Erfolg hat, während eine schriftliche Ausführung wiederholt angesehen und in Ruhe geprüft werden kann, und weil sie, was die Hauptsache ist, unmittelbar vor und während der eigenen Arbeit als Muster und zum Vergleich herangezogen werden kann. Es stellt sich also das Folgende als ein Versuch dar, der mündlichen Unterweisung in der Klasse zu Hülfe zu kommen. Daß die Unzulänglichkeit der gelegentlichen Anleitung in der Schule auch sonst fühlbar geworden ist, scheint mir daraus hervorzugehen, daß eine Reihe von Aufsatzlehren veröffentlicht sind, die offenbar nur für Schüler bestimmt sind (Kugner, Praktische Anleitung zur Vermeidung der hauptsächlichsten Fehler in Anlage und Ausführung deutscher Aufsätze. 1882. Bindseil, Der deutsche Aufsatz in Prima. 1884. 2. Aufl. 1899. R. W. Meyer, Aufsatzregeln für die oberen Klassen höherer Schulen. 1887. Kiy, Kurze Dispositionslehre u. s. w. 1901). Sie verdienen auch zur Anschaffung und Benutzung empfohlen zu werden, erfüllen aber doch nicht den Zweck, den ich im Auge habe, weil sie teils im Interesse der systematischen Vollständigkeit vieles Überflüssige bieten, teils grade das nicht enthalten, worauf ich großen Wert legen möchte, ausgeführte Beispiele für die verschiedenen Arten der Aufgaben. Ob

nun der von mir unternommene Versuch, dem Schüler vorzumachen, was von ihm verlangt wird, den beabsichtigten Erfolg hat, muß abgewartet werden. Ich weiß wohl, daß es ein durchaus sicheres Mittel einen guten Aufsatz zu erzielen überhaupt nicht giebt, verspreche mir von dem Versuche aber doch einen Nutzen, weil ja auch sonst das Mittel des Vormachens und Zeigens von gutem Erfolge begleitet zu sein pflegt, wenn es rechtzeitig angewandt wird, d. h. dann, wenn das Interesse am größten ist, also weder längere Zeit vor dem eigentlichen Beginn der eigenen Tätigkeit, wo das Interesse noch zu schwach ist, noch nach der Beendigung und Beurteilung der fertigen Arbeit, weil da das sachliche Interesse fast ganz von dem persönlichen Interesse an dem Urteil in den Hintergrund gedrängt ist, was um so sicherer geschieht, je weniger Aussicht vorhanden ist, die gemachten Fehler bei einer Aufgabe gleicher Art vermeiden zu können. Ein Beispiel wirkt nur dann nützlich, wenn man es während der eigenen Arbeit vor Augen hat und jeden Augenblick das eigene Werk mit dem Vorbilde vergleichen kann. Am besten ist das möglich bei Aufgaben, die sich zu Arten von einem ganz bestimmten Charakter zusammenfassen lassen, so daß ein Muster dieser Art auch wirklich als Muster für die Behandlung anderer Aufgaben derselben Art dienen kann. Die im II. Abschnitte enthaltenen Proben sollen solche Muster sein. Die dort vertretenen Arten halte ich für ganz besonders geeignet, den Schüler an eine sachgemäße Behandlung zu gewöhnen, und glaube auch, daß die sorgfältige Ausführung solcher Aufgaben am leichtesten zu einer gewissen Beherrschung der Sprache führt. Der Stoff ist meist vollständig soweit gegeben, daß er nur gesammelt und geordnet zu werden braucht; es ist auch reichlich Gelegenheit vorhanden, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden, und die Aufgaben der letzten Art scheinen auch besonders leicht die Auffindung des zu ihrer Bearbeitung nötigen Gedankenstoffes zu ermöglichen. Außerdem sollen auch Aufgaben anderer Art bearbeitet werden, solche, für die sich nicht so leicht ein Muster aufstellen läßt, weil sie fast jedesmal eine besondere Art ausmachen und ihr Stoff sich nur nach ganz allgemeinen Vorschriften auffinden und ordnen läßt. Die dargebotenen Arten möchte ich nur als notwendige Vorstufen angesehen wissen, die von jedem erklimmen sein müssen, ehe er schwierigere Aufgaben zu bewältigen hat. J.

Anm. Wegen Mangels an Raum hat ein Teil der ausgeführten Aufgaben weggelassen bleiben müssen.

I.

Der Aufsatz im allgemeinen.

Alles, was man bei einem Aufsätze zu beachten hat, bestimmt sich lediglich nach dem Zwecke, den man dabei verfolgt. Offenbar will jeder, der etwas über irgend eine Sache schreibt, daß man seine Ausführungen gern liest und seiner Auffassung und seinen Ansichten zustimmt; das Interesse des Lesers soll geweckt und, wenn es vorhanden ist, gesteigert werden, seine Kenntniss soll vertieft, sein vielleicht abweichendes Urtheil berichtigt werden, so daß er schließlich, befriedigt von einem ihm gewährten Genuß oder erfreut über eine gewonnene Erkenntniss, ein günstiges Urtheil über die Arbeit und den Verfasser fällt. Und da der Wert eines Urtheils mit dem Grade der Einsicht wächst, über die der Urtheilende verfügt, jeder aber ein wertvolles Urtheil einem minderwertigen vorziehen muß, wenn es ihm nicht um einen bloßen Scheinerfolg zu thun ist, so denkt sich der Schreibende am zweckmäßigsten einen einsichtsvollen und verständigen Leser, wie ihn der Schüler ja auch in dem Lehrer, für den der Aufsatz geschrieben wird, zu erblicken hat. Gewiß gewinnt nun jeder das Wohlwollen eines einsichtigen Lesers um so sicherer, je mehr er alles vermeidet, was die Erreichung dieses Zweckes beeinträchtigen muß, dagegen alle Mittel verwendet, die sie fördern können. Für den Unerfahrenen genügt natürlich eine so allgemeine Anweisung nicht; darum muß er einige mehr ins einzelne gehende Vorschriften erhalten und Muster vorgelegt bekommen.

Ein Urtheilsfähiger, dessen Erwartungen auf die Behandlung einer ganz bestimmten Sache gespannt sind, wird jedenfalls verstimmt, wenn er seine Erwartungen getäuscht sieht, sei es, daß eine aufgeworfene Frage überhaupt keine Antwort findet oder daß sein Urtheil durch unsachliche Mittel beeinflusst werden soll. Ein günstiges Urtheil kann man aber nur durch allerstrengste Sachlichkeit erzielen. Man darf also dem Aufsätze keinen Inhalt geben, der nicht in allen Stücken durch die Rücksicht auf die Sache, die vom Thema angegeben wird, bestimmt wäre. Gegen diese Forderung verstoßen namentlich zwei Arten der Behandlung.

Häufig wird nämlich zwar der Stoff, durch dessen zweckmäßige Bearbeitung der Aufsatz zu stande gebracht werden muß, gesammelt, manchmal sogar recht vollständig herbeigeschafft; aber statt diesen Stoff dazu zu benutzen,

um, wie die Aufgabe verlangt, einen bestehenden Zustand zu beschreiben, eine Person zu charakterisieren, eine Handlung zu beurteilen, einen Entschluß zu begründen, formt der Aufsatsschreiber daraus eine Erzählung, indem er die einzelnen Teile des Stoffes nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und manchmal auch nach ihrem inneren Zusammenhange ordnet und so nicht selten mit vielem Fleiße eine ganz gelungene geschichtliche Darstellung anfertigt, ohne dabei ausdrücklich auf das Thema Bezug zu nehmen. Es mag ihm wohl bei der Arbeit stets der Gedanke vorschweben, daß man aus den berichteten Taten und Ereignissen das von der Aufgabe geforderte Bild oder Urteil leicht gewinnen könne, aber er versäumt es, die einzelnen Züge des Bildes oder die einzelnen Urteile besonders und ausdrücklich hervorzuheben. Es mag Bescheidenheit sein, die ihn abhält, etwas über die Sache zu sagen; falsch ist es aber jedenfalls, eine in der Überschrift versprochene Aufklärung nicht zu geben und dem Leser die Mühe zuzuschieben, die zu übernehmen dem Verfasser obgelegen hätte. Wer eine Person zu charakterisieren hat, muß vielmehr denken, daß jeder, der seine Arbeit liest, alles, was sie gesagt und getan hat, schon kennt, daß er also die Zeit und Aufmerksamkeit des Lesers unnötigerweise in Anspruch nimmt, wenn er ihm etwas schon Bekanntes noch einmal mitteilt, und ihn schließlich doch unbefriedigt läßt. Nicht völlig befriedigt würde der Leser auch sein, wenn er zwar in der Erzählung an den geeigneten Stellen Hinweise auf das Thema fände, aber nun doch genötigt wäre, sie sich selber zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Die etwa vorhandene Scheu, die einzelnen Teile einer geschichtlichen Einheit aus ihrem Zusammenhange herauszunehmen und zu einer neuen Einheit zu verbinden, muß überwunden werden. Wie solche Gesamtbilder etwa aussehen müssen, sollen die im zweiten Abschnitte enthaltenen Proben 5 und 6 zeigen. Anders ist es natürlich, wenn ausdrücklich eine erzählende Darstellung gegeben werden soll, wie bei den Proben 1 und 2.

In Arbeiten über ein allgemeines Thema findet sich häufig ein anderer Fehler, der auch nicht geeignet ist, die Erwartung des Lesenden zu befriedigen. Wo es darauf ankommt, Urteile der Erfahrung zu erläutern, zu begründen, steht oft eine Reihe von Vorschriften, die für das Handeln des Menschen gegeben werden. Es klingt nun aus dem Munde eines noch recht jungen Mannes, wie es der Aufsatsschreiber immer ist, an sich schon etwas sonderbar und anspruchsvoll, wenn er Forderungen aufstellt. Immer aber ist anzunehmen, daß wohl keiner von ihm solche Vorschriften erwartet, die der Ältere dem Jüngeren oder der Erfahrene dem Unerfahrenen zu geben pflegt. Soll er sich über einen allgemeinen Satz aussprechen, so wünscht man von ihm eine Darlegung von Verhältnissen, die so oder so sind, von Zusammenhängen, die wirklich bestehen, von Übereinstimmungen oder Verschiedenheiten, die vorhanden sind und aufgefunden werden können. Sieht man aber, daß der Aufsatz nicht das, was ist, sondern das, was sein soll, behandelt, so muß man eine solche Ausführung für verfehlt halten. Wer z. B. den Satz auf-

gestellt hat, der wohl in irgend einem Zusammenhange vorkommen könnte: „Es ist für den Menschen gut, wenn er gelernt hat, sich Angenehmes zu versagen“, würde unrecht tun fortzufahren: „Dieser Zwang muß schon in der Jugend geübt werden. Die Kinder müssen von Eltern und Lehrern an eine gute Körperhaltung gewöhnt werden, und wenn es ihnen auch unbequem ist, so müssen sie doch dazu gezwungen werden.“ Zu betonen, was geschehen muß, hat man nur ein Recht, wenn man glaubt annehmen zu dürfen, daß der Leser, für den die Weisungen bestimmt sind, ihrer bedürfe, weil er ein falsches Verfahren einzuschlagen scheint, oder von dem Vorhandensein solcher Regeln keine Kenntnis hat. Und selbst dann würden sie noch wenig Überzeugendes für ihn haben, wenn, wie es meist der Fall ist, wo dieser Fehler vorkommt, keine Begründung hinzugefügt ist. Dazu kommt, daß durch diese Forderungen der vorhergehende Satz seinem Inhalte nach nicht im geringsten deutlicher gemacht wird. Das aber möchte der Leser grade erfahren, mit welchem Rechte der erwähnte Satz vom Verfasser aufgestellt ist. Es wäre also zweckmäßiger den Nachweis zu führen, daß derjenige von einer schlechten Haltung Nachteile hat, der nicht daran gewöhnt ist, und diesen Nachweis so zu führen, daß die Richtigkeit der ausgesprochenen Behauptung ganz einleuchtend wird und jeder Widerspruch dagegen verstummen muß, weil dadurch allein der Sache, die der Aufsatz behandelt, gedient wird. Man hüte sich also auch davor, den Schein eines erfahrenen Ratgebers oder Gesetzgebers anzunehmen, wo man besser täte, durch den Hinweis auf Vorhandenes, Beobachtetes, allgemein Gültiges das, was man behauptet hat, als wahr oder wenigstens wahrscheinlich zu erweisen.

Die bisher besprochenen Fehler stellen gewöhnlich das gute Gelingen des ganzen Aufsatze in Frage, da sie, auch der zweite meist, die ganze Anlage betreffen. Es muß aber auch im einzelnen jeder Teil und jedes Teilchen des Aufsatze auf seine Beziehung zum Thema geprüft werden und einen Inhalt haben, der die Sache, um die es sich handelt, wirklich fördert. Alles Überflüssige und erst recht alles Schädliche muß fortbleiben.

Von beidem läuft einem aber leicht etwas unter, der nicht ganz redlich bei seiner Arbeit verfährt und durch unsachliche Mittel das Urteil des Lesers beeinflussen zu wollen scheint. Überflüssig ist z. B. die nicht ganz wahre Versicherung, die sich oft am Ende der Einleitung befindet, man wolle das Thema behandeln, weil es so interessant sei. Ganz abgesehen davon, daß dies der Wahrheit nicht entspricht, die man nie verletzen darf, ist damit nicht das Geringste gewonnen. Ist der Gegenstand der Arbeit wirklich interessant, so braucht man es dem einsichtigen und verständigen Leser, für den man schreiben soll, nicht zu sagen, weil er es schon an der Überschrift erkennen kann; und tut er das etwa nicht, so würde er es sicher beim Lesen selbst merken und müßte dann in der ausdrücklichen Versicherung einen Versuch erblicken, sein unbefangenes Urteil zu beeinflussen. Auch würde mit einer solchen Redewendung, die im Grunde doch mehr von der Person als von der Sache

hergenommen ist, ebensowenig wie mit der noch ungeschickteren „Im folgenden wollen wir . . .“ kein ungezwungener, aus der Sache selbst entspringender Übergang gewonnen sein. Jedenfalls ist der Übergang, der nach einer vom Ähnlichen ausgehenden Einleitung mit einem „Ebenso“ beginnt, und noch mehr der andere, der nach einer vom Gegenteil ausgehenden Einleitung mit einem „Und doch“ zur eigentlichen Behandlung der Sache führt, bei weitem vorzuziehen.

Unfachlich und unredlich ist ferner die Übertreibung, die in den unvorsichtig gebrauchten Wörtern „immer, nie, jeder, alle, keiner“ so oft zu Tage tritt. Die Jugend ist noch nicht gewöhnt, es in allen Stücken recht genau zu nehmen, und liebt es, die Verallgemeinerung wie überhaupt die superlativische Rede von der knabenhaften Unterhaltung her beizubehalten. Es ist doch aber kein schönes Mittel, seiner Meinung dadurch Recht zu verschaffen oder sich dadurch den Anschein ausgedehntester Erfahrung zu geben, daß man als Prahler oder unehrlicher Beobachter und Beurteiler auftritt. Unredlich ist es auch, wenn man sich durch den Gebrauch vieler überflüssigen Fremdwörter den Schein der Gelehrsamkeit oder durch Häufung von Citaten (s. Anh. 3) den der Belesenheit zu geben versucht, ohne wirklich sehr gelehrt oder sehr belesen zu sein.

Ein sachlicher Inhalt verlangt nun auch eine sachliche Ausdrucksweise, d. h. auch die Art, wie man das mit der Sprache ausdrückt, was man zu sagen hat, muß sich lediglich nach der Sache richten. Wenn man richtig verstanden werden will, muß man sich gemäß den Sprachgesetzen und dem Sprachgebrauche, also sprachrichtig, ferner deutlich und angemessen ausdrücken.

Den grammatisch richtigen Gebrauch der Muttersprache sollte man sich eigentlich durch die bloße Übung aneignen können. Das würde sicherlich auch leicht möglich sein, wenigstens leichter, als es tatsächlich ist, wenn der Sprachgebrauch endgültig festgestellt wäre und sich in unveränderliche Regeln fassen ließe. Das ist aber nicht der Fall. Die lebende Sprache befindet sich in beständigem Flusse, weil zu viele Umstände sie nicht zu einem ruhigen Stande kommen lassen. Namentlich verstoßen Unzählige in mündlicher und schriftlicher Rede fortwährend gegen die Regeln, die die Grammatik geglaubt hat aufstellen zu dürfen, nämlich alle, welche eine gewisse Geringschätzung der äußern Form zur Gleichgültigkeit gegen sie, die Hast des Verkehrs zur Flüchtigkeit, das Haschen nach selbständiger Eigenart zur Willkür, Unkenntnis und übermäßiges Selbstvertrauen zu Irrtümern und Ausländerei zu voreiliger Preisgabe der heimischen Weise verleitet. Und da sie die Mehrheit bilden und viele Urteilslose und Urteilsunlustige das Neue wie eine Kleidermode willig nachmachen, gelingt es ihnen auch oft, einen neuen Gebrauch zur Geltung zu bringen. Daher sind stets Gebiete in der Grammatik vorhanden, auf denen erst ein Schwanken des Gebrauchs stattfindet und dann eine neue Redeweise die alte verdrängt. Da nun aber die Jugend noch nicht berechtigt und verpflichtet ist, an diesem Kampfe gegen Hergebrachtes teilzunehmen, wohl aber

zunächst den gegenwärtig noch als gültig verteidigten Bestand von Regeln für die Flexion, Wortbildung, Satzbildung und Wortstellung kennen zu lernen und zu üben, damit sie das fehlerhafte Neue nicht zu bereitwillig und gutgläubig annehme, erscheint es notwendig, auf die Beobachtung gewisser Regeln zu halten und dadurch die Sprache der Schüleraufsätze möglichst von den zahlreichen Verstößen und Unebenheiten frei zu halten, mit denen heutzutage die Sprache der Unterhaltungs- und Tageslitteratur zum Verdrusse eines sachkundigen und feinfühligten Lesers überladen ist. Wirken doch die oben genannten unbotmäßigen Kräfte auch in der Schülersprache schon; ja, man kann sagen, sie sind recht eigentlich dem jugendlichen Geiste eigentümlich, der sich gern über einengende Beschränkungen hinwegsetzt. Daher macht auch der zügellose moderne Stil den Eindruck des Schülerhaften, Unfertigen und Unbedachten.

Um die Möglichkeit zu bieten, sich über zwei wichtige Fragen, die für die Aufsätze der oberen Klassen besonders noch einige Schwierigkeit bieten, Auskunft zu verschaffen, sind im 1. und 2. Anhange hierzu einige Belehrungen über die Flexion des adjektivischen Attributs und über die Stellung der Satztheile zusammengestellt. Der 3. Anhang soll der Deutlichkeit zu gute kommen, die außerdem noch durch Kürze, Bestimmtheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks erreicht wird. Damit die Sprache angemessen sei, halte sie sich ebenso frei von unnöthigen und derben Ausdrücken wie von Ziererei und Überladung. Wenn diese drei Forderungen, daß die Sprache richtig, deutlich und angemessen sei, erfüllt werden, muß ein einfacher, sachlicher, lesbarer Stil zu stande kommen, der nicht nur für die Schule ein würdiges und erreichbares Ziel darstellen kann, sondern auch für das spätere Leben noch ausreicht.

1. Anhang.

Die starke und schwache Deklination der Adjektiva.

1. Nach der **starken** Form eines Pronomens oder eines Zahlbegriffs wird das adjektivische Attribut **schwach** flektiert.

Solche Pronomina sind: der (auch als Artikel), dieser, jener, welcher, solcher; alle Possessiva. — Wegen ihres demonstrativen Sinnes werden einem Pronomen gleich geachtet und haben die schwache Form des Adjektivs hinter sich die ohne Artikel gebrauchten Adjektiva folgend, genannt, erwähnt, besagt, gedacht, vorstehend, vorig, obig. — Zu den Zahlbegriffen gehören: ein (auch als unbestimmter Artikel), kein, mancher, jeder, aller; auch die Genetive zweier, dreier.

Beispiele: Das ganze Jahr, dieses armen Weibes, dieser kleinen Knaben, jene alten Bäume, welches große Wunder, solchem groben Wirte, meines guten Vaters, unserer lieben Landsleute; folgender bekannte Ausspruch, mit genanntem jungen Manne, vorstehendes lange Gedicht, voriges ganze Jahr,

obiges französische Wort; eines schönen Tages, mancher brave Reitersmann, auf jeder zarten Blume, alles bare Geld, von allem ererbten Vermögen, alle guten Geister; zweier gleichen Größen, dreier kleinen Kinder.

Stehen zwei der genannten Pronominaladjektiva vor einem Substantivum, so behält das zweite die starke Form, wenn es (als Adjektivum gebraucht) keine schwache Form bildet; läßt es aber vor einem Substantivum die schwache Form zu, so wird es auch der Regel gemäß schwach flektiert. Also: Dieses meines Bruders, mit allem meinem Eigentum, in aller seiner Herrlichkeit, aller meiner Freunde, aller dieser Worte; dagegen: der folgende Punkt, des einen Soldaten, meiner einen Hand, einem (jedem, keinem) solchen Betrüger, eines jeden Bürgers.

Man sagt: Das alles, trotz (mit, nach, bei, in) diesem allem, trotz alledem. (Weniger gut ist trotz dem allen.) Dies beides, wer alles.

Ausnahme. Im Nom. und Akk. Plur. steht meist die starke Form nach den Pronomina welche und solche, auch nach dem gleichbedeutenden derartige, und nach den Zahlbegriffen: beide, einzelne, einige, andere, manche, etliche, mehrere, verschiedene, gewisse viele, wenige, sämtliche, jegliche; aber nicht nach alle und keine.

Beispiele: Welche schöne (schönen) Aussichten, solche bittere (bitteren) Tränen, beide blinde (blinden) Schwestern, viele alte (alten) Leute.

Am zweiten Stelle werden diese Wörter wie Adjektiva behandelt: vieler solchen, der (mancher) anderen, der (aller, einiger) einzelnen Bücher.

2. Geht keine starke Form der genannten Pronominaladjektiva voraus, so wird das adjektivische Attribut **stark** flektiert.

Beispiele: Welch (mein, dein, sein, ihr, unser, euer, ein, manch, solch, kein) schönes Land, welch schöne Aussichten, unser rechter Vater; roter Sand, tiefes Wasser, neue Kleider, mit vielem Gepäck, auf weiter Heide, ein großes Unglück, bei starker Kälte, mit frommem Sinne, mit lahmem Beine, mit ungestümem Mute, in dessen neuem Buche; ich armer Mann, mir armem Manne, mir armer Frau. Im Vokativ: Lieber Freund, teure Freunde, liebe Eltern. (Man vermeide also: Lieben Brüder, lieben Eltern.) — Welch ein reizender Anblick, solch ein edler Herr, all mein schönes Geld.

Ausnahmen. 1. Im Gen. Sing. des Mask. und Neutr. ist die schwache Form üblich geworden: Ein Mann lauterer Charakters, eine Menge roten Kohles, wegen wiederholten Diebstahls, trotz starken Frostes, eine Flasche guten Weines, die Frucht angestrengten Fleißes, Menschen starken Geistes, größtenteils, widrigenfalls. — Die starke Form hat sich zwar noch in einigen adverbialisch oder prädikativ gebrauchten Verbindungen erhalten, z. B. Heutiges Tages, reines Herzens, gutes Mutes, grades Weges, stehendes Fußes; jedoch ist die schwache Form des Adjektivs schon häufiger und darum nicht zu beanstanden: Heutigen Tages, reinen Herzens, guten Mutes u. s. w.

Die unter 1. genannten Pronominaladjektiva bilden natürlich keinen schwachen Genetiv: Welches Geistes, meines Wissens, jedes Alters, eines

Tages, einesteils, alles Ernstes, keineswegs, keinesfalls; doch sagt man meist jedenfalls und danach anderenfalls, anderenteils, seltener jedesfalls, anderesfalls, anderesteils; immer heißt es allenfalls. Man vermeide also: jeden Alters, anderen Sinnes und allen Ernstes.

Das Femin. ist von solchem Schwanken ganz frei geblieben. Man kann also nur sagen: vornehmer Abkunft, jeder Art, aller Weisheit, anderer Ansicht.

2. Im Nom. (Vok.) Plur. setzt man nach ihr die schwache Form: Ihr geliebten Tristen, ihr traulich stillen Täler, ihr braven Fischer. Nach wir zieht man die starke Form vor, doch wird auch vielfach die schwache gebraucht: Wir treue (treuen) Untertanen, wir beiden Brüder; jedoch der Regel gemäß immer: wir beide, unser beider.

Zusätze. 1. Mehrere Adjektiva vor einem Substantiv werden gleich behandelt, also entweder alle stark, oder alle schwach flektiert: Ein fröhliches neues Jahr; treuer, redlicher Diener, von altem deutschem Adel. Die Unterscheidung zwischen gutem, rotem Weine und gutem roten Weine läßt man am besten als künstlich und nutzlos fallen.

2. Substantivierte Adjektiva werden so behandelt, wie wenn das weggelassene Substantiv noch dahinter stände: Ein Gesandter, ein evangelischer Geistlicher, ein hoher Beamter, des (eines) armen Reisenden, alle Weißen, viele Weiße, alle Senkrecht, mehrere Gerade, armer Schiffbrüchiger, zweier Bedienten, wir Deutsche, ihr Wilden, das Ganze, das große Ganze, ein Ganzes, ein großes Ganzes, ein angenehmes Äußeres, eine Menge Blinder, eine Menge armer Verwundeter.

2. Anhang.

Zur Stellung der Satzteile.

Wir unterscheiden eine grammatische und eine rhetorische Stellung der Satzteile. Grammatisch nennen wir die Stellung, wenn sie einfach die grammatisch-logischen Beziehungen der Redeteile unter einander zum Ausdruck bringt, rhetorisch dagegen, wenn sie auch noch das mehr oder weniger leidenschaftliche Interesse der redenden Person ausdrücken soll.

Im folgenden sind einige Beobachtungen zu Regeln zusammengestellt, ohne daß Vollständigkeit beabsichtigt wäre, welche in ausreichender Weise über die wichtigsten Punkte belehren dürften.

I. Die grammatische Stellung der Satzteile regelt sich nach der Stellung der finiten Verbalform.

1. Die finite Verbalform steht

a. an erster Stelle (als erster Satzteil)

z. in Satzfragen und den daraus entstandenen unechten Bedingungen- und eigentlichen Wunschsätzen. „Hast du der Kinder mehr?“ — „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so

weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“ — „O, läge diese Stadt erst hinter mir!“

Scheinbare Ausnahme. Behauptungen, selbst abhängig gedachte, werden bisweilen mit dem Frageton wie Fragesätze gebraucht. „Sie können sich nicht mutig selbst beschützen?“ — „Du wärst so falsch gewesen?“

- β. in Begehrungsätzen als Imperativ und Konjunktiv der Aufforderung (in der 1. Pl., doch auch in andern Personen). „Erlasset mir den Schuß!“ — „Seien wir zufrieden!“ — „Reden wir nicht mehr davon!“ — „Möge es dir gelingen!“ — „Seien Sie gütig!“ — „Geben Sie Gedankenfreiheit!“
- γ. bisweilen in begründenden Sätzen mit „doch“ und „ja“. „Tratest du doch längst das Land des Kaisers unter deine Füße.“ — „Wußt' ich's ja, du würdest deinen Knaben nicht verlegen.“

- b. an letzter Stelle in Nebensätzen aller Art.

Ausnahme. Neben einem Infinitiv steht die finite Verbalform eines zusammengesetzten Tempus der Hilfsverba nicht am Ende. „Weil er nicht hat kommen können.“ — „Ich glaube, daß ich dir den Willen werde tun müssen.“ — Ohne Infinitiv aber: „Weil er es nicht gekonnt hat.“ — „Weißt du, ob ich es wollen werde?“

- c. in allen andern Fällen an zweiter Stelle (als zweiter Satzteil); daher auch an der Spitze des Nachsatzes, weil der Vordersatz den ersten Satzteil vertritt. (Das „so“ des Nachsatzes ist nur eine zweite Sekundung des ersten Satzteils.)

Man darf also die zweite Stelle nicht durch einen Nebensatz ausfüllen, der einem zweiten Satzteile gleichsteht. Also nicht: „Pylades, als sich Orestes ausführlicher über seine Tat verbreiten will, giebt dem Gespräche schnell eine andere Wendung,“ sondern „Pylades giebt, als u. s. w.“

Daß die finite Verbalform im Hauptsatz die zweite Stelle einnimmt, von den Fällen unter a abgesehen, ist dem Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er in der Eile und dem Eifer des Berichtens selbst, wenn er die Sätzchen „er (ich, du u. s. w.) sagte, antwortete, fragte, rief,“ u. ä. in die direkte Rede einschleibt, so verfährt, als wäre der vorangeschickte Teil der direkten Rede der erste Satzteil, der zu dem Verbum des Sagens gehört, und regelmäßig das Verbum vor das Subjekt setzt. „sagte er, fragten wir, antwortetest du.“

2. Für die Stellung der näheren Bestimmungen des finiten Verbums gilt die Regel: Je enger die Bestimmung dem Sinne nach mit dem finiten Verbum verbunden ist, desto weiter wird sie an das Ende des Satzes geschoben.

Die notwendigen Ergänzungen des Prädikats stehen also hinter den mehr zufälligen Prädikatsbestimmungen. Daher setzt man ans Ende des Satzes (in Nebensätzen vor das finite Verbum, das da die letzte Stelle einnehmen muß,)

1) die nominalen Prädikate: „Der Krieg ist nach allgemeiner Ansicht unter allen Umständen ein Übel.“ — „Glasperlen werden (sind) von den Wilden hoch geschätzt.“ — „Der Herr nannte den Knaben im Ärger vor allen Leuten einen Toren.“ — „Der Richter sprach den Angeklagten wider Erwarten frei.“ — „Ich habe dich je und je geliebt.“ — Ebenso die einem nominalen Prädikate gleichstehenden präpositionalen Ausdrücke mit „für“ bei „halten“ u. a. und „zu“ bei „machen“ u. a., sowie die vergleichende Ergänzung mit „als“ bei „bezeichnen, schätzen“ u. a.

2) die trennbaren Adverbia und adverbial gebrauchten Präpositionen der zusammengesetzten Verba wie heimkehren, zurückschicken, beistehen, ausbleiben u. a., sowie die präpositionalen Ausdrücke, die manche Verba als notwendige Ergänzung zu sich nehmen, z. B. gewöhnen an, erfüllen mit, befreien von, schützen vor, danken für, zürnen um, fragen nach, u. a. „Der Sohn kehrte am folgenden Tage unverrichteter Sache nach Hause zurück.“ — „Er befreite die Ängstlichen von ihrer Sorge.“ Ebenso Adverbia und adverbial Ausdrücke, die mit dem Verbum zusammen einen Begriff ausmachen. „Das Kleid steht dem Mädchen gut.“ — „Begegne dem Unglücklichen freundlich!“

3) Ortsbestimmungen bei gewissen Verben. „Er lag mit vier andern die ganze Nacht auf dem bloßen Erdboden (auf der Lauer).“ — „Wir schicken heute mit Zustimmung des Vaters einen Brief in die Stadt (an den lieben Freund).“

4) die Objekte im Genitiv, Akkusativ und Dativ. „Wir gedenken am heutigen Tage mit besonderer Ehrfurcht der Gefallenen.“ — „Blücher überschritt in der Nacht auf einer Schiffbrücke den Rhein.“ — Hierher gehört auch der Infinitiv (als Akkusativobjekt) nach den Hilfsverben. „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.“

Sind mehrere Objekte in demselben Satze, so geht das Sachobjekt dem Personenobjekt der Bedeutung nach vor, steht also hinter ihm. „Er belehrte den Knaben eines Besseren.“ — „Der Bogt beraubte den alten Mann des Augenlichtes.“ — „Der Mönch lehrte die Fürstin die lateinische Sprache.“

Das Dativobjekt steht vor dem Akkusativobjekt. „Aristides leistete dem Vaterlande die wertvollsten Dienste.“ — „Wir wollen dem Vaterlande unser ganzes Leben weihen.“ — „Der gehegte Hirsch zeigt der Meute sein gefürchtetes Geweih.“

Die zufälligen Prädikatsbestimmungen stehen, wie die Beispiele zeigen, vor der letzten notwendigen Ergänzung, treten aber auch oft noch weiter nach vorn; nur vor den Dativ schieben sie sich nicht ein.

„Wir widerstreben dem Könige vergebens; die Welt gehört dem Könige trotz aller Feinde.“

Ausnahme. Die Personalpronomina als Objekte bleiben möglichst weit vorn im Satz stehen, gehen also als Akkusative allen andern Ergänzungen und Bestimmungen voran, auch den Dativen. „Der Knecht sagte es dem Herrn.“ — „Ich zeigte sie ihm.“ — „Wir schicken ihn heute noch mit einem Briefe in die Stadt.“ — „Wir gedenken ihrer heute.“ — „Wir wollen ihrer heute gedenken.“ — „Er hat mich mit eigener Lebensgefahr gerettet.“ — „Warum sollten wir uns nicht unter die Jubelnden mischen?“ — „Wer will sich auf das Meer hinauswagen?“ — „Wer kann sich darüber täuschen?“

In Nebensätzen stehen diese Pronomina sogar noch vor dem Subjekt, ausgenommen wenn dies selbst ein Personalpronomen ist, und natürlich, wenn es als Relativum oder Fragepronomen selber Subjekt ist. „Wo (weil, ob) ihn die Reiter gefangen nehmen wollten.“ — „Wenn dich die bösen Buben locken.“ — „Wenn sich zwei Herzen scheiden.“ — „Ob wir uns noch einmal wieder sehen.“ — „Was sich der Mann gedacht hat.“ — „Ehe sie sich trennen.“ — „Was ich mir denke.“ — „Als es ihm der Bote sagte.“ — „Als dich uns ein guter Engel sandte.“ — „Wenn sie sich mir nicht fügen wollen.“

Darum steht auch das Personalpronomen bei dem mehrfach bekleideten Infinitiv vor allen Bekleidungen. „Er lehnte es ab, sich unter diesen Bedingungen mit uns zu vergleichen.“ — „Wir sind es nicht gewöhnt, uns die Menschen ohne alle äußerlichkeiten, wie Schönheit, Rang und Reichtum vorzustellen.“

Namentlich das Wörtchen „sich“ wird oft nicht auf seinen Platz gestellt. In der gesprochenen Rede läßt es sich ertragen, wenn „sich“ zu spät erscheint, weil man es dem Sprechenden verzeiht, daß er beim Anfang des Satzes noch nicht genau wußte, er würde hernach ein Verbum gebrauchen, das das Reflexivum bei sich haben muß. Also gesprochen ist entschuldbar: „Es ist ein tragisches Geschick, daß grade die Besten, von dem Gefühle der Ede des Daseins, der Vergeblichkeit alles Strebens, der Vergänglichkeit alles Irdischen befallen, sich mutlos und einsam fühlen.“ Geschrieben werden muß aber: „daß sich grade“ Ebenso muß der Satz: „Unzählig sind die Klagen, welche zu allen Zeiten über die Nichtigkeit des menschlichen Strebens und Lebens sich erhoben haben“ dadurch verbessert werden, daß „sich“ gleich hinter das Relativ gestellt wird. Daß die Deutlichkeit und Durchsichtigkeit des Satzes darunter leide, ist eigentlich nicht zu behaupten.

3. Das Subjekt steht immer so weit als möglich vorn im Satz. Also in Hauptsätzen an erster Stelle, wenn diese nicht von einem andern Satzteil eingenommen wird, wie in den Fällen unter 1., und wenn aus rhetor-

rischen Gründen ein anderer Satzteil an die Spitze gerückt ist (s. II); steht es aber nicht an erster Stelle, so tritt es gleich hinter die finite Verbalform.

In Nebensätzen steht das Subjekt auch an erster Stelle. Selbstverständlich zunächst dann, wenn es als Relativ (oder Fragepronomen) den Nebensatz eröffnen muß: „Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.“ — „Keiner weiß, welches Schicksal ihn einst treffen kann.“ Sonst steht es unmittelbar hinter der Konjunktion oder der relativen und interrogativen Einleitung; nur die Personalpronomen treten davor (s. 2. Ausnahme, Abs. 2). Hiermit hängt es zusammen, daß man nicht unmittelbar hinter einer unterordnenden Konjunktion einen zweiten konjunkionalen Nebensatz einschieben soll. Man vermeidet i. a. Sätze wie „weil, wenn ich reden wollte, ich es auch könnte,“ „da, nachdem die Feinde besiegt waren, der Weg nach der feindlichen Hauptstadt offen stand,“ und zwar deshalb, weil diese zweiten Nebensätze eine adverbiale Bestimmung vertreten, die selbst erst hinter dem Subjekte stehen würden. Man zieht also vor zu sagen: „weil ich, wenn ich reden wollte, es auch könnte“ und „da der Weg nach der feindlichen Hauptstadt, nachdem die Feinde besiegt waren, offen stand.“ Aber ein Relativsatz, der das Subjekt vertritt, darf eingeschoben werden: „weil, was irdisch ist, nie Bestand hat.“

II. Die rhetorische Stellung der Satzteile entsteht, wenn der Redende aus irgend einem Interesse von der grammatischen abweicht. Die wichtigste Änderung besteht darin, daß man nicht das Subjekt, sondern irgend einen andern Satzteil an die erste Stelle setzt. Dann tritt das Subjekt gleich hinter die finite Verbalform: „Einen Toren nannte der Herr den Knaben u. s. w.“ — „Im Ärger nannte der Herr den Knaben u. s. w.“ — „Frei hat der Richter den Angeklagten gesprochen.“ — „Den Angeklagten sprach der Richter frei.“ — Auch in Begehrungssätzen (I, 1, a, β): „Setzt, Retter, hilf dir selbst!“ —

Wenn aber ein Personalpronomen als Objekt (Akk., Dat. oder Gen.) im Satze ist, bleibt dies bei der finiten Verbalform stehen, und das Subjekt rückt eine Stelle weiter: „Einen Toren nannte ihn der Herr.“ — „Wider Erwarten hat dich der Richter freigesprochen.“ — „Mit Lebensgefahr hat mich der Freund aus den Flammen gerettet.“ — „Heute hat mir das Glück gelächelt.“ — „Mit Anerkennung gedachte seiner der Redner.“ Jedoch läßt sich ein Personalpronomen als Subjekt nicht an die vierte Stelle rücken: „Mit Lebensgefahr hat er mich (habe ich euch) gerettet.“ — „Heute hat es mir gelächelt.“ — „Mit Anerkennung gedachten wir seiner.“ Bisweilen darf das Subjekt auch sonst weiter an das Ende gerückt werden, z. B. „Ohne einige Rücksichtslosigkeit (1) wird (2) eigentlich nie in der Welt (3) etwas Großes (4) vollbracht.“

Auch die hinter der finiten Verbalform stehenden Satzteile kann man,

meist um einen von ihnen durch die Stellung mehr hervorzuheben, anders stellen, als die grammatische Stellung vorschreibt. „Blücher überschritt den Rhein auf einer Schiffbrücke.“ Aber ohne einen erkennbaren Grund darf man das nicht tun. Wer einen Satzteil an das Ende setzt, wo eigentlich ein anderer das Recht hätte, giebt ihm dadurch ein größeres Gewicht, das auch beim Sprechen durch eine deutlich stärkere Betonung bemerkbar gemacht wird. Daran, ob diese Betonung gerechtfertigt ist, wenn man den Satz laut ausspricht, kann man ermesen, ob man die rhetorische Stellung anwenden darf. „Wir geben das Brot einem Bedürftigen“ ist etwas anderes als „Wir geben einem Bedürftigen das Brot“. Wenn kein Grund für eine von der grammatischen abweichende Stellung vorhanden ist, den man klar mit Worten angeben könnte, tut man besser, die grammatische Stellung beizubehalten. Das gilt besonders auch vom Nebensatz, in dem sonst auch rhetorische Stellung zur Anwendung kommen kann. Im allgemeinen ist nur die Verschiebung des Subjekts aus der ersten Stelle hinter die finite Verbalform zu gunsten eines andern Satzteils ohne Bedenken zu gestatten; Gründe, die dazu nötigen, bieten sich in zusammenhängender Rede leicht und häufig von selber.

Einer noch größeren Freiheit bedient sich die dichterische und die pathetische Prosasprache. Beide kommen aber für die Aufsätze kaum in Betracht.

Anmerkung. Das Wörtchen „nicht“ ist ursprünglich freilich ein Wort substantivischer Art. Es ist aber nach dem heutigen Sprachgebrauche kaum noch als ein selbständiger Satzteil anzusehen. Wenn es zu einem einzelnen Worte oder Satzteile gehört, steht es ausnahmslos davor. „Mein Gruß galt nicht dir, sondern deinem Freunde.“ — „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ — So „nicht nur, nicht mehr, nicht immer, nicht einmal.“ Gehört es aber zum Prädikate, so steht es vor dem prädikativen Nomen und den ihm nahestehenden präpositionalen Ausdrücken, ebenso vor den Prädikatsergänzungen, aber hinter den Objekten. „Ich bin noch nicht müde.“ — „Die Feinde wurden nicht vertrieben.“ — „Man nannte ihn nicht König.“ — „Ich halte dich nicht für unglücklich.“ — „Wir kehren nicht nach Hause zurück.“ — „Mein Geist gewöhnt sich nicht hierher.“ — „Zürne dem Kinde nicht wegen seiner Ungeheuerlichkeit!“ — „Wir konnten den Feind nicht aus dem Lande jagen.“ — Wenn man den hinter „nicht“ stehenden Satzteil an die erste Stelle rückt, entscheidet man leicht, ob die Negation nur zu einem einzelnen Satzteil oder zu der ganzen Aussage gehört. Im ersten Falle nimmt nämlich das „nicht“ an der Umstellung teil, im anderen bleibt es an seiner Stelle: „Nicht hier findest du das Glück.“ — „Nicht alle sind frei.“ — Dagegen: „Müde bin ich noch nicht.“ — „Nach Hause kehren wir nicht zurück.“ — Selbst, wenn das verbale Prädikat an erster Stelle steht, bleibt das „nicht“ hinter ihm: „Zerstöre mir meine Reise nicht!“ — „Kehre nicht hierher zurück!“ — „Seien wir nicht ungerecht!“ — Daraus ergibt sich, daß die Negation allein nicht den ersten Satzteil ausmachen darf. Man vermeide also: „Nicht leben die Menschen ohne Furcht.“ — „Nicht hört der Sünder

die Stimme des Gewissens." — So etwas darf sich nur die gehobene Sprache der Dichter und Redner erlauben: „Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ißt, Erfreuliches zu ernten!" — Dagegen fällt „nie" natürlich die erste Stelle aus: „Nie fehre ich zurück." — „Nie suche Streit!" (Rhet. Stell.). — In Nebenätzen darf „nicht" ebensowenig an erster Stelle stehen; es kann nur dann gleich auf die Konjunktion folgen, wenn es nur den nächsten Satzteil, also meist das Subjekt, verneint: „da nicht jeder so geschickt ist." — „weil nicht jedem zu trauen ist." — Wer viele lateinische Sätze mit *ne* und *nisi* übersetzt hat, neigt dazu, im Deutschen das „nicht" gleich hinter „daß, damit, wenn" zu setzen. Man muß aber der Regel gemäß sagen: „damit er nicht erschrecke." — „damit er nicht zu spät komme." — „daß dich nicht ein Unfall treffe." — „wenn wir dem Armen nicht helfen können." — „daß sich das Unheil nicht weiter verbreite." —

3. Anhang.

Nachweis, Beispiel und Citat.

Eines Nachweises bedürfen Behauptungen, deren Richtigkeit vorausichtlich nicht ohne weiteres vom Leser zugegeben wird, ohne daß doch ein logischer Beweis dafür nötig oder möglich ist. Wenn z. B. über Personen der Geschichte oder einer Dichtung Urteile gefällt werden, die entweder der herkömmlichen Auffassung widerstreiten oder überhaupt ganz neu sind, z. B. „Karl der Große war ein ungerechter und grausamer Gewaltherrscher" oder „Fridolin in Schillers Gang nach dem Eisenhammer verdiente eigentlich das Lob des Grafen nicht", so müssen sie als richtig nachgewiesen werden; wenigstens muß der Versuch gemacht werden, ihre Berechtigung nachzuweisen. Ob das wirklich gelingt, ist freilich eine andere Frage. Es soll hier nur auf die Verpflichtung hingewiesen werden, die demjenigen obliegt, der solche Behauptungen glaubt aufstellen zu müssen. Er würde sich, wenn er es unterließe, den Nachweis zu führen, dem Vorwurfe aussetzen, nicht richtig urteilen zu können oder ein Ansehen zu beanspruchen, das ihm nicht gebührte. Solche Fälle wie die angeführten sind nun wohl in Aufsätzen selten; häufig aber kommt es vor, daß über Personen oder Vorgänge in Dichtungen Behauptungen aufgestellt werden, die dem Leser zwar nicht unrichtig erscheinen, deren Zuverlässigkeit er aber doch gern nachprüfen möchte, oder denen er mit einigem Zweifel begegnet, so daß der Wunsch in ihm rege wird zu erfahren, wie sich die Ansicht des Aufsatzschreibers wahrscheinlich machen läßt. Da darf nun ein solcher Nachweis nicht fortgelassen werden. Wer etwa behauptet: „Die Annahme, der Kurfürst in Kleists Prinzen von Homburg habe wirklich die Absicht, den Prinzen hinrichten zu lassen, würde mit seinem sonstigen Verhalten nicht im Einklange stehen", muß nun auch diejenigen Handlungen und Äußerungen des Kurfürsten, die jener Annahme widersprechen, anführen.

Und wenn er das unterließe, würde er eine wohlberechtigte, aus der Sache selbst entspringende Forderung unerfüllt lassen; er würde nämlich versäumen, Zweifel an der Richtigkeit seiner Behauptung zu verhüten, die auf die Beurteilung der ganzen Arbeit nachteilig einwirken könnten.

Etwas anders verhält es sich mit dem Beispiel und dem Citat, die namentlich in Aufsätzen allgemeinen Inhalts ihre Stelle finden. Beide haben mit einander gemein, daß sie zwar nicht eigentlich zum notwendigen Gedankeninhalte des Aufsatzes gehören und auch nicht unerläßliche Erläuterungen des Gesagten enthalten, sondern mehr einen willkommenen Schmuck der Darstellung ausmachen, indem das aus der konkreten Welt gegriffene Beispiel die etwas trockene und kalte Reihe abstrakter Gedanken wohlthuend belebt und erwärmt, während das Citat die leicht etwas blaß ausfallende Wiedergabe allgemeiner Gedanken mit eigenen Worten durch schön gefärbte und leuchtende Blumen, die oft im Dichtergarten gepflückt sind, anmutig unterbricht. Aber beide dienen doch auch dazu, das Gesagte deutlicher zu machen, und insofern rechtfertigt sich ihre Behandlung an dieser Stelle.

In Aufsätzen allgemeinen Inhalts fordert nämlich oft die Deutlichkeit, einen ausgesprochenen allgemeinen Satz durch ein Beispiel zu erläutern, das aus der Geschichte, der Litteratur oder dem gewöhnlichen Leben entnommen wird. Da solche Behauptungen gewöhnlich Erfahrungssätze sind, eignen sich hinzugefügte passende Beispiele sehr gut dazu, die Richtigkeit der behaupteten Erfahrungsweisheit zu stützen. So könnte man den Satz, daß viele vom Glück begünstigte Leute die Mittel, die ihnen das Glück in den Schoß geworfen hat, überschätzen und alles Unheil damit fern halten zu können glauben, durch das Beispiel des Krösus, und den Satz, daß sie sich oft in den Menschen täuschen und irrigerweise tödliche Feinde für gute Freunde halten, durch das Beispiel Wallensteins bestätigen lassen. Solche Beispiele gleichen den Abbildungen in einem Buche. Sie tragen ebenso wie diese dazu bei, den eigentlichen Text leichter verständlich zu machen, und ihre Auswahl und Menge richtet sich ebenfalls nach der in der Sache selbst liegenden Schwierigkeit. Bisweilen ist eine gewisse Fülle erwünscht, wenn nämlich die Behauptung eine Art Nachweis durch Aufzählung zahlreicherer Fälle verlangt, weil das einzelne Beispiel zu leicht als einmal vorgekommene Ausnahme aufgefaßt werden könnte; aber eine selbständige Geltung können Beispiele nicht beanspruchen. Für die Art, wie Beispiele angeführt werden, sind einige Vorschriften erforderlich, weil grade die ungeschickte Behandlung den guten Eindruck wieder verwischen kann, den ein sonst wohl passend gewähltes Beispiel machen würde.

1. Beispiele bedürfen i. a. keiner besondern Einführung, weder der Aufforderung an den Leser, seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Gebiet zu richten, noch der Versicherung, daß Beispiele angeführt werden können, noch der Angabe, daß man zahlreiche Beispiele anführen könnte, sich aber mit einem oder wenigen begnügen wolle. Also fange man nicht an: „Nun wir doch einmal einen Blick in die Geschichte und richten wir unser Augenmerk

auf den Zug Napoleons gegen Rußland!" „Wir können hier . . . anführen.“ „Ein anderes Beispiel könnte man aus der Geschichte der römischen Republik entlehnen.“ „Als Beispiel läßt sich die Schlacht bei Salamis verwenden.“ „Diese Behauptung wird durch zahlreiche Beispiele bestätigt.“ „Es giebt viele Beispiele, die wir hier anführen können.“ Alle diese Redewendungen sind überflüssig; sie machen nichts klarer, weil jeder das ohne Einführung, höchstens einmal durch ein einfaches „wie“ oder „z. B.“ eingeleitete Beispiel doch sofort als ein solches erkennt. Nur wenn man auf die Anführung einzelner Fälle verzichten und nur allgemein auf die Geschichte oder Natur oder das Leben hinweisen will, ist eine derartige Wendung erträglich (s. u. Nr. IV).

2. Überflüssig und darum zu vermeiden ist es, ein Urteil über die Trefflichkeit oder besonders geeignete Natur des gewählten Beispiels vorauszuschicken; es müßte denn sein, daß man statt zahlloser gleich gearteter Beispiele ein besonders und erheblich hervorstechendes glaubt anführen zu können (s. u. Nr. VI).

3. Kann das gewählte Beispiel i. a. als bekannt vorausgesetzt werden, so hebe man nur das für den vorliegenden Fall Passende hervor und lasse sich nicht auf eine zu einer selbständigen Erzählung ausgebildeten Wiedergabe historischer oder litterarischer Kenntnisse ein. Nur das wenig Bekannte darf ausführlicher mitgeteilt werden (s. u. Nr. VIII). Auch Beispiele aus dem Leben seien kurz und beschränken sich auf das Notwendigste. Wer aus dem Beispiel Nr. IX eine ausgeführte Geschichte machen wollte, würde seinen Wert erheblich vermindern.

4. Endlich vermeide man es, bei einer Reihe von Beispielen, die man glaubt anführen zu müssen, eine Art von Einteilung vorzunehmen. Also nicht: „Schon die Geschichte der alten Griechen bietet viele Beispiele . . . Ebenso finden wir in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit . . . Aber nicht nur die Geschichte aller Zeiten bietet uns Beweise für unsere Behauptung, sondern auch in der Natur haben wir überall Beispiele vor Augen . . .“ Solche Behandlung scheint dem Beispiele einen Wert beizulegen, der ihm nicht zukommt, den eines selbständigen Teiles.

Als Muster können folgende mit geringer Änderung aus Büchern entnommenen Beispiele dienen:

I. Jede Kunst, jede Wissenschaft erfordert Fleiß, Mühe, Übung; auch Dichter und Redner wurden nie ohne Fleiß groß. Sie zeichneten sich meist auf mehreren Gebieten aus, deren Beherrschung nicht ohne Fleiß zu erreichen war. Der Wiederhersteller unserer Dichtkunst, Opiß, schrieb schön Latein, kannte die Alten und machte, wo nicht bessere, so gewiß ebenso gute lateinische als deutsche Verse; Haller war gewiß ein großer Gelehrter, Weltweiser, Arzt, Naturlehrer, Botaniker, Dichter; der ältere Schlegel übersezte den Sophokles schon auf der Schule und studierte seine Kunst in den Alten. In welchem Fach der Gelehrsamkeit hat sich nicht Lessing gezeigt? Dichtkunst und Schön-

schreiberei war vielleicht das Geringste, was man an ihm loben konnte. Unter den Engländern war Milton ein ebenso großer Weltweiser und Staatsmann als Dichter; und wer hat nicht Ehrfurcht vor den großen Namen Grotius, Erasmus! Grotius war Theolog, Jurist, Staatsmann, Geschichtschreiber, Altertumskenner und Weltweiser gewiß in einem so hohen Grade, als er Dichter war.

II. Es ist erstaunlich, wie wenig an materiellen Gütern uns zur Erhaltung des Lebens wirklich notwendig ist, wenn wir alles in Abzug bringen, dessen wir aus Gewohnheit oder Einbildung zu bedürfen glauben. Als Sokrates viele Schätze vorbeitragen sah, rief er aus: „Wie vieles giebt es doch, wonach ich kein Verlangen trage!“ Und von echter Seelengröße zeugt die Bitte des Diogenes, als ihm Alexander einen Wunsch frei stellte, er möge beiseite treten, um ihm die Sonne nicht zu verdecken.

III. Was uns mißfällt und Unbehagen verursacht, ist unstreitig eindringlicher als das Gefällige und Angenehme; daher kann man auch aus schlechten Beispielen Nutzen ziehen. Der, welcher einmal sah, wie ein Tier unmenschlich behandelt wurde, oder das grobe und unverständige Benehmen eines gemeinen Menschen vor Augen hatte, empfängt gewöhnlich einen so abschreckenden Eindruck, daß er nicht leicht das Gleiche tun wird.

IV. Freiheit aller ist nur möglich durch eine vernünftige, gleichmäßige Beschränkung der Freiheit jedes einzelnen; jedes Uebermaß der Freiheit des einzelnen führt zu Tyrannei und Knechtschaft. Die Geschichte der alten und mittelalterlichen Republiken, etwa auf dem Peloponnes und in Italien lehrt, daß Demagogen stets, wenn sie im Namen der Freiheit zur Herrschaft gelangten, größere Tyrannen wurden als ihre Widersacher.

V. Schätzenswerter noch als die natürliche und unbewußte Unschuld ist am Manne der kräftig ausgebildete Wille zum Guten, der Widerstand gegen Versuchungen der Sinnlichkeit, Standhaftigkeit im Leiden und Geringschätzung der eitlen und vergänglichen Dinge. Sokrates, ein Meister in der Selbstbeherrschung und Tugend, der, wie er selbst von sich sagte, von Natur sehr zum Laster geneigt, seine Anlagen nur durch eine an sich selbst geübte Erziehung zum Guten verbessert hat, Don Cesar, der in der Braut von Messina den Lockungen siegreich widersteht, die ihn ans Leben fesseln könnten, Odysseus, dem kein Unglück, kein Verlust die Sehnsucht nach der Heimat rauben konnte, Solon, der im fabelhaftesten Reichtum keine Gewähr des Glückes erblickte, verdienen unsere Bewunderung in höherem Grade als diejenigen, deren fast mühelos errungene Tugend niemals in ernstliche Gefahr geraten ist.

VI. Die größte Dankbarkeit schulden wir denen, die uns selbstlose Liebe und Hingebung erwiesen haben, also vor allen den Eltern. Ein schönes Beispiel kindlichen Empfindens ist der Ausspruch des Epaminondas, daß die größte Befriedigung seines Lebens die Freude gewesen sei, welche er seinen Eltern durch den Sieg bei Leuktra bereitet habe.

VII. Die Furcht vor dem Tode wird geringer in Zeiten des Krieges,

verheerender Krankheiten und allgemeinen Unglücks, wenn die idealen Güter höhere Geltung erlangen und alles Nichtige und Eitle im Preise sinkt. Die Zeit der Schreckensherrschaft in Paris bot die Erscheinung, daß viele Schlachtopfer der Guillotine, darunter verwöhnte Frauen, scherzend und singend in den Tod gingen.

VIII. Es giebt geborene Herren und Knechte; denn nur die Gesinnung, nicht das Geschick macht sie dazu. Als Diogenes, im Kriege gefangen, verkauft werden sollte und der Ausrufer ihn fragte, wozu er brauchbar sei, antwortete er: „Den Menschen zu befehlen; rufe aus, ob jemand hier ist, der sich einen Herrn kaufen möchte!“

IX. Viele giebt es, bei denen nicht harte Selbstsucht und völlige Abwesenheit von Menschenliebe den Mangel hülfreicher Teilnahme verschuldet haben, sondern fehlende Gewohnheit, Bequemlichkeit und mancherlei Bedenken und Furcht. Sie haben nie den Weg zurückgelegt, der vom Mitleid zur Miltätigkeit führt, sie haben nicht gelernt, daß es, um schön zu handeln, nicht nur des guten Zweckes, sondern auch der starken und mutigen Ausföhrung bedarf. Sie sind wohl auch mit guten Ratschlägen freigebig, wissen aber nicht, daß man, wie Sokrates sagt, „nicht durch Worte, sondern durch Taten seine Liebe zu andern beweisen muß“.

Unter Citaten schließlich versteht man im weiteren Sinne alle Anführungen von Aussprüchen eines andern, wenn sie nicht als wesentlicher Teil zu einer Erzählung oder Beschreibung gehören. Dazu würden also die im 1. Teile dieses Anhanges besprochenen Nachweise zu rechnen sein. Citate im engern Sinne, von denen hier bloß die Rede sein soll, sind Aussprüche, durch deren Anführung man das Wohlwollen des Lesers zu gewinnen sucht, ohne grade durch den Zusammenhang der Auseinandersetzung dazu gezwungen zu sein. Entweder legt man ihnen wegen der angenommenen Wahrheit ihres Inhalts einen so großen Wert bei, daß man glaubt sie zu Stützen der eigenen Ansicht benutzen zu dürfen, oder sie zeichnen sich durch die Eigentümlichkeit ihrer Form so vorteilhaft aus, daß sie geeignet erscheinen, dem Leser die eigene Ansicht zu empfehlen oder interessant zu machen, wenn man sie damit in Verbindung bringt. Solche Aussprüche, mögen sie nun Sprichwörter oder Inschriften, Worte von Dichtern oder von andern erhabenen Geistern sein, besitzen demnach an sich keine beweisende Kraft, d. h. sie können nicht als logische Gründe verwendet werden, aus deren Einsicht sich die Richtigkeit eines Urteils von selbst ergäbe. Daher darf man nicht schreiben: „Für das Vaterland geben viele gern ihr Leben hin, denn Horaz sagt: Dulce et decorum est pro patria mori.“ Damit würde man zu behaupten scheinen, daß viele ihr Leben deshalb hingeben, weil Horaz diesen Ausspruch getan hat. Ein Urteil wird noch nicht einmal in seiner logischen Berechtigung einleuchtender, wenn man eine ganze Reihe von Aussprüchen bedeutender Männer anführen kann. Daher darf man auch nicht schreiben: „Die Wahrheit dieser Behauptung wird durch zahlreiche Aussprüche von Dichtern bewiesen“ o. ä. Vielmehr kann

man sich nur auf die Ansicht eines bedeutenden Mannes stützen und durch sie der eigenen mehr Gewicht verleihen, wenn man zeigt, daß man nicht allein mit seiner Meinung dasteht. Nur insofern der angeführte Satz allgemein bekannt ist, man auch voraussetzen darf, daß der Leser die Wahrheit des citierten Wortes durch früheres Nachdenken entdeckt und zugegeben hat, kann man hoffen, für die eigene Ansicht einen Teil der dem Schöpfer des citierten Wortes zukommenden Anerkennung auf sich übertragen zu sehen, und darf dann allenfalls durch ein hinzugefügtes „denn“ andeuten, daß man sich dieser Hoffnung hingeben zu dürfen glaubt. So kann man z. B. schreiben: „Leider ruft oft eine Lüge eine zweite und dritte hervor, führt schließlich wohl gar zu noch schlimmeren Sünden, Diebstahl, Unterschlagung oder Mord. Denn

Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Häufiger spricht man eine allgemeine Wahrheit vorher selbst aus und fügt dann die Sentenz hinzu: „Noch keiner hat gelebt, der vollkommen glücklich war. Nihil est ab omni parte beatum.“ Besonders liebt man dies, wenn das angeführte Wort die vom Schreibenden vertretene Ansicht recht kurz und treffend wiedergiebt, wie in dem eben angeführten Falle oder auch in folgendem: „Der Tod ist allen gemeinsam. Ab humando humanitas steht über dem Kirchhofe der Antella bei Florenz.“ Oder wenn das Citat in sehr ansprechender Form abgefaßt ist, z. B.: „Wer nicht imstande ist sich einem Kunstwerke in gewissem Grade hinzugeben und ein irgendwie sachlich berechtigtes Urteil zu fällen, dem bleibt auch die Schönheit der vollendetsten Werke der Kunst ewig verhüllt.

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.“

Eine besondere Einführung ist an sich so wenig nötig wie die Angabe des Fundortes. Beide empfehlen sich aber bisweilen aus gewissen grade vorliegenden Gründen. So war soeben der Fundort des Wortes Ab humando humanitas passend hinzugefügt, weil er nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte, und bei folgendem Beispiel ist es passend die Urheber der Worte zu unterscheiden: „Die stille Macht, mit der edle Frauen, selbst in bescheidenen und ärmlichen Häuslichkeiten, wirken können, indem sie alles mit Anmut und reiner Seele tun, muß auf Familien und Geschlechter veredelnd einwirken. Goethe bekräftigt diese Meinung, wenn er singt:

Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah der Kunst verwandt,

und Schiller, wenn er in höherem Tone von ihnen rühmt:

Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.“

Wiseisen wird statt der Ausführung mit eigenen Worten das Citat selbst gleich in den Zusammenhang der Rede aufgenommen: „Von jeder Stunde unseres Lebens gilt der Satz *omnes vulnerant, una nocet*, wie die Inschrift an einer Sonnenuhr besagt.“ Oder noch deutlicher: Vortrefflich hat Horaz den rechtschaffenen Mann geschildert:

*Sapiens, sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies neque mors neque vincula terrent,
Responsare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in se ipso totus, teres atque rotundus.“*

Öfters ist es auch nur ein einzelner Ausdruck, der in die Rede aufgenommen wird, weil er recht besonders passend zu sein scheint die eigene Meinung auszudrücken: „Über die Daseinsbedingungen kann sich keiner erheben; wir kleben am Staube, und als Gewicht hängt uns an den Füßen „das, was uns alle bändiget, das Gemeine.“ — „Indem mit zunehmendem Alter die Fähigkeiten mehr und mehr abnehmen, werden die Tage gleichförmiger; das Wenige, was bleibt, mag noch eine Zeit lang als „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins“ wert erscheinen, aber allmählich tritt eine Sättigung ein.“

Die Citate zu häufen ist nicht zu raten. Man könnte dadurch den Schein der Unredlichkeit auf sich laden, indem man belesener zu sein vorgiebt, als man in Wirklichkeit ist. Es ist selbst etwas gewagt, wenn ein gereifter und viel belesener Mann etwa in folgender Weise schreibt: „So lange wir jung sind, locken uns Ruhm, Reichthum und Genuß, bis wir die Erfahrung machen, daß die kurzen Befriedigungen der Leidenschaft und die Erfolge des Ehrgeizes vorübergehend sind und nur zu stets neuem Begehren führen:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde;

sie lassen das Herz öde und die Sehnsucht nach Glück ungestillt. Kräftige Naturen lernen dann verstehen, daß eine *aurea mediocritas* ohne die Unruhen und Sorgen menschlicher Größe begehrenswerter ist als Ruhm und Reichthum und *otium et libertas* besser als Macht und Einfluß. „Die im Verborgenen leben, lösen des Lebens Rätsel am ersten, und die Vergessenheit ist die Gotttheit der Glücklichen.“ (E. Tegnér.) Th. a Kempis sagt: „Der Stolz und im Geist Demüthige lebt in der Fülle des Friedens.“

*Beatus ille, qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni foenere.*

Schwache Naturen aber verfallen, wenn sie alle Täuschungen der Einbildung gekostet haben und unbefriedigt geblieben sind, dem Pessimismus, wie er sich in Lamartines Versen ausspricht:

Mon coeur lassé de tout, même de l'espérance,
N'ira plus de ses vœux importuner le sort.
Prêter moi seulement, vallons de mon enfance,
Un asile d'un jour pour attendre la mort.

Für sie giebt es keine bessere Grabchrift als die im Lateran aufbewahrte jenes Römers:

„Inveni portum; spes et fortuna, valete!
Sat me lusistis; ludite nunc alios!“

Etwas anderes ist es natürlich, wenn durch eine Anzahl von Citaten die Richtigkeit der Behauptung nachgewiesen werden soll, daß eine gewisse Ansicht bei vielen Schriftstellern wiederkehre. Wie z. B.: „Unzählig sind die Klagen, welche zu allen Zeiten über die Richtigkeit des menschlichen Strebens und Lebens erklingen sind. Pindar sagt: *σὺν ὅντι ἄνθρωποι*, und Horaz: *Pulvis et umbra sumus*. Der Kaiser Septimius Severus klagte: *Omnia fui et nihil expedit*, und König Salomo rief sein: *Alles ist eitel*. „Rauch ist alles irdische Wesen“ sagt Schiller, und Goethe klagt: „Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!“ Ein altes Wort sagt: *Tout passe, tout lasse, tout casse*, ein anderes: *Quantum est in rebus inane!* und dasselbe Gefühl schrieb über die Ruhestätte der Toten: „*Hic iacet pulvis, cinis et nihil.*“

Der Gebrauch eines Citats muß immer möglichst natürlich und fast selbstverständlich erscheinen. Wenn der Leser den Eindruck bekommt, der Schreibende habe das Citat gewaltsam und wie bei den Haaren herbeigezogen, wird eher sein Unwille rege, als daß er das Verfahren billigt. Je zwangloser sich ein Citat darzubieten scheint, desto besser wirkt es, wenn es sonst nur paßt.

II.

Proben.

1. Berichtende Aufsätze.

a. Erzählungen.

Vorbem. Die reinen Erzählungen kommen auch noch in den oberen Klassen als selbständige häusliche Arbeiten vor, besonders die Vorgesichten; meist aber bilden sie nur einen Teil innerhalb einer umfassenderen Aufgabe oder werden als kleine Ausarbeitungen geliefert und zu Vorträgen verwendet. Bei ihnen ist darauf zu achten, daß die einzelnen Teile der Reihe nach vorgebracht werden. Bei Erzählungen nach Dramen sind also diese Teile aus dem Zusammenhange, in dem sie vorkommen, herauszulösen und nach der Zeitfolge zu einem Ganzen zu vereinigen. Das Tempus der Erzählung ist das Präteritum; das Plusquamperfektum ist möglichst zu vermeiden und darum die Anordnung so zu treffen, daß etwas Vorgegangenes nur dann nachgeholt wird, wenn es da, wo es der Zeitfolge nach stehen müßte, des Zusammenhangs wegen, oder weil es nur von untergeordneter Bedeutung ist, nicht gut angebracht werden kann. Das Präsens der Erzählung tritt ein, wenn man annehmen kann, daß die Spannung des Zuhörers die Verlegung des vergangenen Ereignisses in die Gegenwart zuläßt oder geradezu erwartet. Die Einleitung wird, wenn überhaupt eine geliefert werden kann, am passendsten durch die Schilderung eines bestehenden Zustandes gebildet, der den erzählten Ereignissen vorangeht. Was nicht zur Sache gehört, bleibt fort. Man hat demnach erst die Stellen, die zu berücksichtigen sind, der Reihe nach auszuscheiden, dann zu ordnen und zuletzt die Ausführung vorzunehmen. Im Am Aufsatze sind die Belegstellen womöglich nach Aufzug und Vers (innerhalb des Aufzuges) anzugeben.

Probe 1. Was erfahren wir in Schillers Wilhelm Tell über den Lebensgang des Helden bis zu seiner Fortführung im Schiff? (Keine Erzählung.)

Stellen.

1. I, 127—171. Rettung Baumgartens.
2. Darin 146. Angabe des Tages.
3. 349—352. Tell bringt Baumgarten zu Stauffacher.

4. 392—416. Aufstellung des Hutes und Abschied Tells von Stauffacher.
5. 440. „Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund.“
6. III, 23—31. Tells Jägerberuf.
7. 58. „Das Schwerste wird dein Anteil sein wie immer.“
8. 70—115. Tells Abschied von Hedwig.
9. Darin 83—105. Tell und Gefler im Schächental.
10. 277—280. Zeitangabe (Mittag vorüber).
11. 309. „Meister Hirt“ erzählt dem Walter.
12. 335 f. Tell wohnt frei auf seinem eignen Erbe.
13. 350—632. Die Apfelschußscene.
14. Darin 523—525. Gefler weiß, daß Tell Baumgarten gerettet hat.
15. Darin 624. Tells Schmerz.
16. IV, 270 f. „Da hatte noch die Unschuld einen Freund“ u. f. w.
17. 547—551. „Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen gehandhabt“ u. f. w.

Anordnung.

- A. Tells Beruf und Beschäftigung. (12. 11. 17. 6.)
- B. I. Zur Vorgeschichte gehörend. (9. 5. 7. 16.)
- II. Zur Handlung des Dramas gehörend:
 1. Rettung Baumgartens. (1. 2. 3. 4.)
 2. Der Apfelschuß. (8. 10. 13. 14. 15.)
- C. Scheinbar ist die Tätigkeit Tells zu Ende.

Ausführung.

A. Tell war von der Natur nicht zu einem Bauern und Viehzüchter geschaffen, der sich selbst um seine Wirtschaft und sein Vieh bekümmert hätte; er wohnte zwar frei auf seinem Erbe (III, 335 f.), hielt sich aber für seine Wirtschaft einen Hirten, der das Vieh besorgte (III, 309). Von früher Jugend an hatte er vielmehr den Bogen gehandhabt und als guter Schütze später beim Freundschießen manchen Preis gewonnen (IV, 547—550). Auch dann noch, als er schon verheiratet und Vater zweier Knaben geworden war, liebte er es, mit seinem „Gewehr“ auf die Gamsenjagd zu gehen, deren Gefahren ihn reizten, trotzdem ihn seine Frau nur ungern fortließ und sich angstvoll um ihn härmte (III, 23—31).

B. I. Auf einer solchen Fahrt begegnete ihm einst auf schroff abfallendem Felsenpfade im Schächental der Landvogt Gefler, der ihm kurz zuvor für ein kleines Vergehen eine schwere Strafe auferlegt hatte. In der Besorgnis nun, der ungerecht Behandelte möchte an ihm Rache nehmen, konnte der Landvogt seine Furcht nicht verbergen und wäre fast vor Angst in die Kniee gesunken. Tell aber grüßte ihn höflich und entfernte sich auf einen stummen Wink des Landvogts, um ihm sein Gefolge zuzuschicken, das ihn wohl suchen mochte (III, 83—105).

Als unerschrockener Jäger fürchtete sich Tell vor keiner Gefahr; er holte manch verirrtcs Lamm, das jeder schon verloren gab, vom Abgrund, wo kein anderer sich zu gehn getraute (I, 440), und wenn es eine gemeinsame Unternehmung galt, pflegte man ihm die schwerste Aufgabe zuzuweisen (III, 58). Überhaupt hatte die Unschuld an ihm jederzeit einen Freund und der Verfolgte einen Helfer (IV, 270 f.).

II, 1. Das zeigte er besonders einmal am Tage Simonis und Judä (I, 146), d. i. am 28. Oktober (des Jahres 1307). Da war er wieder, wie schon oft, mit der Armbrust auf die Jagd gegangen, sah sich aber unterwegs durch den Ausbruch eines fürchterlichen Unwetters gezwungen wieder umzukehren und kam bei Treib an das Ufer des sturmgepeitschten Vierwaldstättersees. Hier lag ein Mann vor dem Schiffer, der die Leute auf das andere Ufer überzusetzen pflegte, auf den Knieen und flehte ihn vergeblich an, ihn über den See zu bringen. Sowie aber Tell erfahren hatte, daß der Mann in gerechter Verteidigung seiner häuslichen Ehre einen Landvogt des Kaisers erschlagen hatte und in Gefahr war, von den verfolgenden Reitern des getöteten Landvogts ergriffen zu werden, besann er sich keinen Augenblick, dem Gefährdeten beizustehen, sondern sprang, da sich der Fährmann entschieden weigerte, mit dem fremden Mann in den Kahn, bat nur noch, seiner Frau Nachricht zu geben, wenn das wagehalsige Unternehmen scheitern sollte, und brachte ihn dann durch Wind und Wetter glücklich an das andere Ufer (I, 127—171). Er begleitete ihn noch nach Steinen, um ihn bei dem dort wohnenden Stauffacher, der als ein Vater der Bedrängten bekannt war, in Sicherheit zu bringen (I, 349—352) und sich dann auf den Heimweg zu machen. Da Stauffacher vorhatte, zu Tells Schwiegervater nach Altorf zu gehen, begleitete er ihn bis Altorf, wo bei der Ankunft der beiden Männer grade auf Geflers Befehl ausgerufen wurde, daß jeder vor dem Hute, der auf eine aufgerichtete Stange gesteckt wurde, das Knie beugen und das Haupt entblößen sollte, wenn er nicht Hab und Gut, Leib und Leben verlieren wollte. Als sie diesen Befehl angehört hatten, verabschiedeten sich die beiden Freunde, und Tell begab sich nach Hause (I, 392—416).

II, 2. Nach einiger Zeit machte sich Tell auf, um einer Verabredung gemäß seinen Schwiegervater in Altorf zu besuchen, und nahm seinen ältesten Sohn Walter mit. Vergebens bat ihn Hedwig, seine Frau, wenigstens an diesem Tage dort wegzubleiben, weil sich der Landvogt Gefler, wie sie gehört hatte, in Altorf aufhielte, von dem sie für ihren Mann eine Gefahr besorgte. Aber Tell suchte seine Frau damit zu beruhigen, daß der Landvogt ja an demselben Tage Altorf wieder verlasse, und ging mit dem kleinen Walter davon. Als sie nach Mittag (III, 277—280) nach Altorf kamen, hing der Hut noch auf der Stange, und zwei Bewaffnete gaben acht, daß des Landvogts Gebot auch beachtet würde. Tell wollte achtlos an dem Hute vorbeigehen, wurde aber von der Wache angehalten und sollte ins Gefängnis gebracht werden. Während nun auf Walters Hilserufen die Bewohner des Ortes und andere

Hinzugekommene herbeieilten und schon Miene machten, Tell trotz seiner Bitte fortzugehen mit Gewalt zu befreien, kam der Landvogt mit großem Gefolge dahergeritten und ließ sich den Vorfall berichten. Er mußte wohl besonders zornig auf Tell sein, denn er sann sich eine teuflische Strafe aus. Trotzdem Tell erklärte übereilt gehandelt zu haben, um Gnade bat und versprach, sich nicht wieder so weit zu vergessen, verlangte der Landvogt, er solle auf 80 Schritte einen Apfel von seines Sohnes Haupte schießen, widrigenfalls er seinen Kopf verwirkt habe. Ja, als der erschreckte Vater den grausamen Befehl nicht für ernst gemeint hielt und erklärte lieber sterben zu wollen, verschärfte er noch seine Drohung und drohte beiden, dem Vater und dem Sohne, den Tod an, wenn Tell sein Verlangen nicht erfüllte. Es half nichts, daß Tell an seine Vaterliebe erinnerte, ein Gefühl, das dem kinderlosen Tyrannen unbekannt war, daß die herbeigeeilten Landleute, besonders der Großvater des Knaben, aber auch eine zartfühlende und mitleidige Edeldame aus dem Gefolge den Landvogt von seinem Vorsatze abzubringen suchten. Gefßler beharrte unerbittlich auf seinem Spruche; und als der kleine Walter, mutig und voller Zuversicht zu seinem Vater, selbst zu dem Schusse aufforderte und bat, dem Tyrannen zum Troste zu schießen und zu treffen, der Landvogt aber andeutete, daß jeder nur zu seinem und der Seinigen Verderben mit der Armbrust bewaffnet durchs Land gehen sollte, entschloß sich Tell zu der Tat. Er spannt seine Armbrust, versieht sie mit einem Pfeile und legt an. Aber vor Aufregung zitternd, läßt er die Waffe wieder sinken, es schwimmt ihm vor den Augen, er reißt sein Hemd auf und bietet dem Landvogt Herz und Leben an. Der aber bleibt ungerührt, erinnert Tell höhnisch an seine Rettung Baumgartens (III, 523—525) und suchte in ihm die Hoffnung zu erwecken, er könne durch einen glücklichen Schuß sich und seine Landsleute retten. Nach einem fürchterlichen Seelenkampfe und von gräßlichem Schmerze gefoltert (IV, 624), greift Tell plötzlich in seinen Röcher, steckt einen zweiten Pfeil in seinen Koller, legt an und schießt nach kurzem Zielen den Apfel mitten durch. Mit vorgebogenem Leibe steht er da, eilt dem herbeispringenden Knaben entgegen und schließt ihn — die Armbrust war ihm unterdes entfallen — inbrünstig in seine Arme und an sein Herz. Dann sinkt er kraftlos zu Boden. Als ihn nun seine Landsleute fortführen wollten, rief ihn der Landvogt zurück und fragte ihn, weshalb er den zweiten Pfeil zu sich gesteckt hätte. Erst antwortete Tell ausweichend, als ihm aber der Landvogt sein Leben zusicherte, wenn er die Wahrheit sagte, rief er ihm mit furchtbarem Blicke zu, daß er ihn damit durchbohrt haben würde, wenn er sein liebes Kind getroffen hätte. Nun ließ ihn Gefßler binden, um ihn an einen Ort zu bringen, wo ihn weder Mond noch Sonne bescheinen sollten. Tell selbst mahnte die aufgeregten Schweizer zur Ruhe, nahm bewegten Abschied von seinem Kinde und folgte den Reisigen zu dem Schiffe, das den Landvogt über die See bringen sollte, indem er sich der Gnade Gottes befahl (III, 350—632).

C. So hatte sich Tell durch seine Taten zunächst ewige Gefangenschaft zugezogen, seine Angehörigen und Landsleute in großen Schmerz versetzt und in schwere Gefahr gebracht; jede Gelegenheit zu weiteren Taten schien ihm verjagt zu sein. Und doch zeigt es sich bald, daß er mit den Worten recht behalten sollte, die er vor seinem letzten Scheiden zu seiner Frau gesagt hatte:

„Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,

Auf Gott vertraut und die gelenkte Kraft,

Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not.“ (III, 44—46.)

Probe 2. Die Vorgeschichte von Lessings *Philotas*.

Vorbem. Bei den Vorgeschichten wird zwar die Handlung als bekannt vorausgesetzt, die Tatsachen (denn um solche handelt es sich,) werden aber doch so erzählt, als ob sie dem Leser unbekannt wären; jedoch ist es erlaubt, mitunter sogar geboten, auf das Stück bezug zu nehmen. — Vor der Bearbeitung sind wieder alle Stellen auszuscheiden und nach der Zeitfolge zu ordnen. Hier folgt gleich die Anordnung des Stoffes:

I. Die Väter.

1. Sie waren in der Jugend eng befreundet,
2. wurden aber als Könige Feinde.

Des letzten Krieges Anlaß und Verlauf.

II. Die Söhne, *Philotas* und *Polytimet*.

1. Des *Philotas* Kindheit und Erziehung.
2. Beider Teilnahme am Kampfe und Gefangennahme.
3. *Philotas*' Gefangenschaft.

Ausführung:

I. Als Kronprinz war *Aridäus* mit dem Kronprinzen eines Nachbarreiches aufs vertrauteste befreundet und fühlte sich in dieser Freundschaft mit einem blühenden Jüngling, dessen offenes, sprechendes Auge, dessen ernste, redliche Miene, dessen edler Anstand und dessen frühe, männliche Sprache ihm wohl gefielen, im höchsten Grade glücklich. Als aber beide noch in jugendlichem Alter den Thron bestiegen, hinderte sie die Sorge für das Wohl ihrer Untertanen und die Eifersucht auf vermeintliche Vorteile des Nachbarn daran, sich auch fernerhin ganz ihrem Herzen zu überlassen; sie wurden einander trotz ihrer persönlichen Zuneigung mehr und mehr fremd und traten sich schließlich sogar feindlich gegenüber. Daß beide eine kriegerische Regierung führten, geht daraus hervor, daß *Aridäus* nach *Stratos* Angabe mit dem Schwerte, das dem *Philotas* gereicht wird, in seinen männlichen Jahren mehr als einen Helm gespalten hat, und daß die Feldherren und Soldaten beider Könige an ihrem Körper zahllose im Kriege erhaltene Wunden aufzuweisen haben; *Strato* hat das Gesicht voller Narben, und *Parmenio* zählt, Zeit und Atem zu sparen, nur noch die Glieder, an denen er nicht verwundet ist. Vermutlich hatte die Eroberung mehrerer Länder das Selbstgefühl des *Aridäus* so gesteigert, daß er bei einer nicht näher erkennbaren Gelegenheit den Vater des *Philotas* eine stolze, verächtliche Antwort gab, die diesen veranlaßte, das

Schwert zu ziehen. Der Krieg, der sich daraus entspann, dauerte bei Beginn der Handlung schon drei Jahre. Wenn auch das Glück der Waffen wechselte, indem Strato, des Aribäus Feldherr, den Gegner seines Königs am Lykus schlug, dieser ihn dagegen wieder in der Ebene von Methymna besiegte, so scheint doch Aribäus etwas im Nachteil gewesen zu sein, da sein Gegner in den drei langen, mühsamen Jahren durch das Blut seiner Edlen, durch sein eigenes Blut — er liegt bei Beginn der Handlung noch an seinen Wunden krank darnieder — einige Vorteile gewonnen hat. Die Schlacht, in der der Vater des Philotas verwundet wurde, fiel also nur kurze Zeit vor den Beginn der Handlung. In derselben Schlacht könnte auch Parmenio, ein tapferer Krieger, der es schon lange verdient hätte, Feldherr zu werden, in die Gefangenschaft des Aribäus geraten sein; verblutet und schon halb erstarrt hob ihn der Feind von der Walfstatt auf, und sein König erfuhr es, daß ihn nicht Mangel an Mut oder Umsicht in die Gewalt des Feindes gebracht hatte.

II, 1. Als sich nun aber die beiden Söhne der feindlichen Könige, die unterdes herangewachsen waren, am Kampfe beteiligten, nahm der Krieg eine eigentümliche Wendung. Von der Jugend Polytimets, des Sohnes des Aribäus, erfahren wir nichts. Aber der Sohn des andern Königs, Philotas, hatte von Jugend auf kriegerische Neigungen; er spielte nie mit etwas anderem als mit Schwertern und träumte schon in frühester Kindheit nur von Waffen und Lagern und Schlachten und Stürmen. Seine Erziehung war so eingerichtet, daß er denken, nicht reden lernte: ein Weltweiser unterrichtete ihn in der Philosophie und Religion, sein Vater selbst belehrte ihn über seinen Heldenberuf; aus der Geschichte zog er Lehren, die seinen fürstlichen Stand betrafen; von Vergnügungen, die nicht für sein Alter und seinen kriegerischen Charakter paßten, wußte er nichts und suchte sie nicht. Dagegen vergoß er bittere Tränen, daß es ihm wegen seiner Jugend nicht vergönnt war, den Streichern seines Vaters nachzueifern. Endlich kam der Tag, an dem er wehrhaft gemacht wurde. Seitdem beschwor er seinen Vater siebenmal des Tages auf den Knieen, ihn mitziehen zu lassen.

II, 2. Am siebenten Tage ließ sich der König endlich erbitten, als sein Feldherr Aristodemus dem Jüngling bitten half. Er wollte nur einen kleinen Streifzug ins Gebirge machen, um den Weg nach Cäsena offen zu halten. Der verwundete Vater gab seufzend seine Einwilligung und schloß den Sohn liebevoll in seine Arme, den er nur ungern aus den Augen ließ. Der aber war glücklich im Vorgefühle des ersten kriegerischen Rittes, den er unternehmen sollte, schloß vor Aufregung die ganze Nacht kein Auge und dachte nur an Ehre und Sieg. Um Mitternacht sprang er schon wieder vom Lager auf, warf sich in den neuen Panzer und setzte den Helm auf. Nachdem er sich das kleinste von seines Vaters Schwertern, das er glaubte handhaben zu können, ausgesucht hatte, stieg er zu Pferde und hatte schon ein Roß müde gespornt, noch ehe die silberne Trompete die befohlene Mannschaft weckte. In der Freude seines Herzens sprach er mit allen, die mitreiten sollten, und jeder

drückte den mutigen Jüngling an seine Brust; aber dem Vater wich er aus, da er befürchtete, er möchte sein Wort widerrufen. An der Seite des Aristodemus ritt er stolz und glücklich dahin und hoffte in stiller Freude jeden Augenblick, die Feinde zu erblicken. Wirklich waren diese unter dem Oberbefehle, des Polytimet auch ausgeritten und stürzten sich plötzlich von einer waldigen Anhöhe herab auf die im gekrümmten Tale dahinziehende Schar des Aristodemus. Philotas hatte sie kaum erblickt, als er sie den Seinen mit der Spitze des Schwertes zeigte und ihnen bergan entgegenflog. Aber sein feuriges Roß trug ihn, von dem hitzigen Reiter noch angespornt, weit vor den Seinen voraus in die Mitte der Feinde; er ward umringt und von allen Seiten angegriffen. Ein alter Krieger setzte ihm besonders hart zu, aber der Prinz wehrte sich und kämpfte wie ein Dämon, bis ihm der erfahrenere und besonnenere Feind eine Wunde beibrachte, daß ihm die Hand erstarrte und das Schwert fallen lassen mußte. Nun zog der Gegner den Wehrlosen vom Pferde, indem er ihm, betroffen von der großen Jugend des rasenden Kämpfers, freundlich zuredete und dabei „Kind“ nannte, und nahm ihn gefangen. Das Schwert hob er auf und behielt es als Andenken an seine Tat. Als die Leute des Aristodemus, die unterdes herangekommen waren, sahen, daß der Sohn ihres Königs den Feinden in die Hände gefallen war, ergriff sie Wut und Verzweiflung; mit übermenschlicher Stärke griffen sie die feindlichen Reiter an und stürmten alle gegen den Anführer an, den sie als königlichen Prinzen erkannten, bis er sich ihnen ergeben mußte.

II, 3. Unterdes war Philotas in das Lager des Aribäus gebracht worden, ein Arzt verband ihm, obgleich er sich dagegen sträubte, seine Wunde, die nicht tödlich war, und der König ließ ihn in ein aufgeputztes, mit aller Bequemlichkeit versehenes Zelt bringen, wo er aufmerksam bedient wurde. Die Kunde von seiner Gefangennahme nach so tapferer Gegenwehr lief im Lager von einem zum andern. Auch der gefangene Parmenio erfuhr davon, bedauerte, bewunderte und verwünschte seinen Prinzen, während sich dieser in seinem Zelte über die lästigen Besucher ärgerte, die ihm in des Königs Auftrage ihre Dienste zur Verfügung stellten. Endlich ließen sie ihm etwas Ruhe, so daß er Zeit gewann, über seine Lage nachzudenken.

Hier beginnt die Handlung des Dramas.

b. Inhaltsangaben.

Vorbem. Bei der Angabe des Inhalts einzelner Teile eines Dramas oder Epos wird Stoff und Anordnung durch den Gang der Handlung bestimmt; doch ist dabei Wesentliches und Unwesentliches streng zu unterscheiden. Man hat also eine Beurteilung dessen, was vorgebracht wird, nicht nur vorzunehmen, sondern auch auszusprechen; namentlich ist im voraus anzugeben, was ein einzelner größerer oder kleinerer Abschnitt enthält und in welchem Verhältnisse er zu dem Thema steht. Wesentlich ist hier dasjenige, was durch die einzelne Aufgabe im besondern Falle gefordert wird, also in Probe 3 alles, was sich

auf die Person Weislingens bezieht, und in Probe 4 das, was die Angabe der Gliederung erforderlich macht. Alles andere wird nur insoweit erwähnt, als es zum Verständniß des Wesentlichen notwendig ist. Die Gesamthandlung wird als bekannt vorausgesetzt, so daß man auf Vorhergehendes und Nachfolgendes hinweisen kann, ohne auf den Zusammenhang und die Einzelheiten genau einzugehen. Auf die dramatische oder epische Darstellung muß oft ausdrücklich Bezug genommen werden. — Das Tempus ist das Präsens.

Probe 3. Weislingen auf Schloß Jarthausen. (Erzählende Angabe des für das Thema wichtigen Inhalts von Goethes Götz I, 3 und 5.)

Anordnung:

- A. 1. Weislingen wird erwartet,
2. seine Gefangennahme berichtet und seine Ankunft gemeldet.
- B. Weislingen kommt als Gefangener und wird Götzens Freund und Verbündeter.
 - I. Weislingen als Gefangener.
 - 1. Sein zugeknöpftes Wesen.
 - 2. Götzens Angriffe auf seine letzte Stellung und Politik.
 - II. Weislingens Umwandlung.
 - 1. Seine Verlobung mit Maria.
 - 2. Seine Verbindung mit Götz.
- C. Die Lockung der Gegenpartei.

Ausführung:

A. Die von Götz auf seiner Burg zurückgelassenen Frauen werden durch sein langes Ausbleiben beunruhigt; sie wissen, daß Götz ausgezogen ist, um Weislingen gefangen zu nehmen, und erwarten jeden Augenblick seine Rückkehr nach gelungenem Anschläge. Elisabeth billigt ihres Mannes Verfahren und verurteilt Weislingens treulose Handlungsweise, während Maria eine gewisse Eingenommenheit für den ehemaligen Jugendfreund ihres Bruders nicht ganz verbirgt. Aber ehe sie noch auf die Vorwürfe erwidern kann, die Elisabeth gegen den Feind ihres Mannes erhebt, meldet ein vorausgeschickter Reiter das glückliche Gelingen des Überfalls, der Weislingen selbst und drei seiner Leute in Götzens Hand geliefert hat, während ein vierter entkommen ist. Wie der Bote erzählt, haben er und ein Kamerad auf ihres Herrn Befehl Weislingen in die Mitte genommen und sich so an ihn gedrängt, daß er sich nicht rühren konnte, bis Götz mit seinem Knechte Hans die Begleiter Weislingens entwaffnet und bis auf einen festgenommen hatten. Da die Erwarteten nach des Reiters Angabe in einer Viertelstunde eintreffen können, eilt Elisabeth in freudiger Aufregung in die Küche, um das Essen zurecht zu machen, während sie die Schwägerin in den Keller schickt, vom besten Wein zu holen.

B. I, 1. Da treten Götz und Weislingen ein; dieser niedergeschlagen und bedrückt, jener froh und heiter. Während es sich Götz bequem macht, sucht er seinen trübgestimmten Gefangenen durch freundliches Zureden und die Erinnerung an einen scherzhaften Vorgang aus früherer Zeit aufzuheitern;

aber der bleibt einsilbig und verstört und vertauscht schweigend seine Reisekleider mit einem Anzuge aus seinem herbeigeschafften Reisefack. Als Götz von seinem kleinen Sohne begrüßt wird und scherzend mit ihm plaudert, hebt er zwar das Kind in die Höhe, küßt es und wünscht dem Vater, er möge viel Freude an dem Sohne erleben; er bleibt aber doch in seiner gedrückten Stimmung. Während Götz seine Frau auffucht, macht er seinem gepreßten Herzen in einem Monologe Luft, der schon andeutet, daß sich in seinem Innern eine Umwälzung anbahnt. Er kommt sich nach der treuherzigen Begrüßung durch den Jugendfreund, den er „gehofft hatte, zu überwältigen“, so unbedeutend vor, empfindet in demselben Saale, wo er mit Götz eine glückselige Kindheit verlebt hat, wieder die alte Neigung zu dem Freunde, der „der alte, gute Götz“ geblieben ist, und gedenkt wehmütig seines bisherigen Herrn, des Bischofs, und seiner Bamberger Freunde; er verhehlt sich aber auch nicht, daß ihm alle, zu denen er sich zuletzt gehalten hat, doch „nicht geben können, wonach er strebt“, nämlich einen so echten, innern Wert, wie er ihn jetzt wieder an Götz bewundern muß.

I, 2. Der tritt nun grade mit einer Flasche Wein wieder ein und setzt seine Versuche, Weislingen zu erheitern, fort. Er trinkt ihm zu und erinnert ihn an die vergnügten Zeiten, wo sie als Edelknaben am Hofe des Markgrafen lebten und als gute, brave Jungen immer redlich zusammenhielten, so daß sie vom Markgrafen mit Kastor und Pollux verglichen wurden. Als diese Erinnerung an die frühere Freundschaft dem Weislingen unangenehm zu sein scheint, kommt Götz auf den Grund der Aenderung zu sprechen und wirft Weislingen vor, daß er zu viel Gefallen am Hofleben gefunden habe, noch immer den Wert eines freien Rittersmannes verkenne und sich zum Hofschranzen eines neidischen Fürsten erniedrige, der doch nur den eigenen Vorteil suche. Und als nun Weislingen die Fürsten zu verteidigen und seinen Anschluß an sie zu rechtfertigen sucht, verurteilt Götz die letzte ungerechte Handlung des Bamberger Bischofs aufs schärfste und schleudert Weislingen den Vorwurf ins Gesicht, er habe sich zum Werkzeuge der Ungerechtigkeit hergegeben. Der unerquicklichen Unterhaltung macht der kleine Karl ein Ende, indem er zu Tische ruft. Götz hofft, seine Weibsleute werden den Niedergeschlagenen, der immer ein Liebhaber gewesen sei, von dem die Fräulein zu erzählen mußten, munter machen. Damit schließt der Auftritt.

II, 1. Der 5. Auftritt läßt nun erkennen, wie der Verkehr mit den Bewohnern der Burg Faxthausen auf Weislingen eingewirkt hat. Es müssen mehrere Tage vergangen sein, denn in der Zwischenzeit ist einer von den Dienern Weislingens nach Bamberg gewesen und kommt während des Verlaufes der Scene von daher zurück.

1. Mit Weislingen ist eine große Umwandlung vorgegangen. Soeben hat er der Maria seine Liebe gestanden und erhält nun in den ersten Worten des Auftritts von ihr die Zusicherung, daß sie hoffe, mit ihm glücklich zu sein und ihn glücklich zu machen. Weislingen ist in der Freude, das vor-

treffliche Mädchen gewonnen zu haben, so selig, daß er sie stürmischer lieblosen möchte, als ihm ihre klösterliche Erziehung gestatten will, daß er den Tag segnet, an dem er in Gözens Gefangenschaft geraten ist und daß er bedauert, bei dem unruhigen Hofleben die Verwaltung seiner Güter versäumt zu haben und darum die Hochzeit noch verschieben zu müssen; ja, er stellt sogar „diese einfache, einzige Glückseligkeit“, die ihm hier zuteil geworden ist, höher als „die Gnade des Fürsten und den Beifall der Welt“, wonach er bisher mit allem Eifer gestrebt hat.

II, 2. Aus dem Knaben hat Göz, der dies glückliche Gepflauder nach der Verlobung unterbricht, nur herausbringen können, daß der Bischof den Knaben Gözens nicht herausgeben und einen Ausgleich verschieben will. Er erklärt aber trotzdem Weislingen für frei und verlangt nur auf Handschlag das Versprechen, seine Feinde fernher nicht mehr unterstützen zu wollen. Freudig ergreift Weislingen die dargebotene Hand und schließt mit Göz einen neuen Vertrag auf alle Ewigkeit, und Göz giebt gern seine Zustimmung zu dem Entschlusse der Verlobten. Er bemerkt zwar, daß Weislingens Blick nicht ganz frei ist, legt aber in seiner Freude keinen großen Wert darauf, sondern ruft seine Frau, die denn auch ebenfalls von Herzen ihren Segen zu der Verbindung der Liebenden giebt. Dann läßt Göz, indem er die Frauen fortführt, Weislingen allein, um ihm seinen Knaben zum ungestörten Berichte zu senden.

Ein Monolog Weislingens verrät uns seine augenblickliche Empfindung. Er fühlt sich glücklich, besser, frei; Bamberg will er nicht wieder sehen, denn er sieht jetzt ein wertvolles, erreichbares Ziel vor sich, das auch seinem von Natur nicht unedlen Wesen entspricht, nämlich wahrhaft groß zu sein und und unabhängig von selbstsüchtigen Leidenschaften.

C. Aber schon naht sich ihm die Versuchung, freilich noch nicht siegreich. Franz, der zurückgekehrte Knabe, überbringt Weislingen den Gruß und Nachrichten von Bamberg und Umgegend, dem Hof und den Bischof und auch von der ihm noch unbekannten schönen, jungen Adelsheid von Walldorf. Der Teilnahme des Bischofs, der ihn nicht entbehren zu können behauptet, setzt er seine Absicht, nicht nach Hofe gehen zu wollen entgegen, und der blendenden Schönheit der Adelsheid, die Franz begeistert einen „Engel in Menschengestalt“ nennt, „der Bamberg zum Vorhofe des Himmels mache“, stellt er die süße Seele seiner sanften Maria gegenüber, die, in ihrer Unschuld und Liebe auch einem Engel des Himmels gleichend, sein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit leiten werde. Mit dem Befehle, die Reise nach seinem Schlosse vorzubereiten, verläßt Weislingen seinen Diener, der gar nicht gewillt ist, den Anblick des verführerischen Weibes, das es ihm mit einem Blicke angetan hat, zu meiden und es darum für eine unabweisliche Notwendigkeit erklärt, daß sein Herr wieder nach Bamberg zurückkehre.

Probe 4. Das Abendfest in Freytags Journalisten. (Gliedernde Angabe des Inhalt von II, 2.)

Anordnung:

- A. Übersicht über die Hauptteile des Auftritts.
- B. I. Die Absichten der beiden politischen Parteien,
 - 1. der Partei des „Coriolan“;
 - 2. der Gegenpartei (Volz), u. zw.
 - a. politischer Art,
 - b. persönlicher Art.
- II. Das Wiedersehen der Liebenden;
 - 1. die persönliche Übereinstimmung wird gestört durch
 - 2. das Hineinmischen eines politischen Zweckes.
- III. Die Partei des Coriolan wird durch die Gegenpartei überlistet.
 - 1. Die wichtigen Wahlmänner werden eingeführt.
 - 2. Volz führt seinen Streich aus.
 - a. Volz erreicht die persönliche Annäherung
 - b. und erforscht die politische Stellung.
 - c. Piepenbrink wird für Oldendorf gewonnen
 - d. und zum Verlassen des Saales bestimmt.
- C. Die Partei des Coriolan hat das Nachsehen.

Ausführung:

A. Die Handlung des Auftritts zerfällt in drei Abschnitte, von denen die beiden ersten auf den dritten vorbereiten. Zuerst wird der Zuschauer mit den Absichten der beiden Parteien bekannt gemacht, im dritten Teile wird gezeigt, wie der Zweck der einen Partei durch die Gegenpartei vereitelt wird, und dazwischen fällt das Wiedersehen des Hauptvertreters der Gegenpartei, des Redakteurs Volz, mit seiner Jugendgeliebten, dem Fräulein Adelheid von Rued, dessen für ihn unerfreulicher Ausgang in ihm die übermütige Stimmung hervorruft, die ihn zu den etwas gewagten Mitteln greifen läßt, welche er im dritten Teile anwendet.

B. I. Im ersten Teile kommen nacheinander Vertreter der beiden Parteien in den Vordergrund und setzen den Zuschauer in den Stand, die Absichten zu erkennen, die sie an dem Orte, wo sie sich eingefunden haben, verfolgen. (1) Zunächst spricht Senden, der Vorsitzende des konservativen Wahlkomitees, seine Befriedigung über den guten Besuch des Festes aus, das auf Anregung seines politischen Freundes, des Redakteurs des Partei- blattes „Coriolan“, Blumenberg, von der Partei veranstaltet ist, und Blumenberg hofft, daß der Erfolg nicht ausbleiben werde, wenn erst die Unterhaltungen des Abends auf die Gäste wirken, nämlich die Musik, die Hauptrede, die Senden halten soll, die Gesangstücke, die Gesundheitsen und die Vorstellung des Obersten beim Essen, den die Partei als Kandidaten aufgestellt hat. Es sollen also die Bürger für den konservativen Wahlkandidaten gewonnen werden. Während nun Senden neu angekommene Gäste begrüßt und in den Saal geleitet, schüttelt Blumenberg seinen armen, schlechtbesoldeten Mitarbeiter Schmock, der sich einsam fühlt und nicht recht weiß, wem er sich anschließen soll, unter

beleidigenden Redensarten von sich ab und eilt ebenfalls in den Saal. (2) Dann tritt die Gegenpartei auf, Volz mit zwei Mitarbeitern von der Zeitung „Union“. Eben will Volz den Freunden seinen Operationsplan mitteilen, als ihm der tief gekränkte Schmock, der die verletzende Behandlung von Blumenberg nicht mehr ertragen will, seine Feder zur Verfügung stellt, die, wie er sagt, nach jeder Richtung schreiben kann. (a) Das Anerbieten wird zwar nicht angenommen; aber Volz beredet nun seinen Mitarbeiter Bellmaus, in der Restauration den erbitterten Schmock auszuhorchen, um vielleicht etwas zu erfahren, was sich als Waffe gegen die andere Partei ausnützen läßt. Der andere Mitarbeiter, Kämpfe, geht auch fort, um die Stimmung auszuhorchen, und verspricht, Volz wieder aufsuchen zu wollen, wenn er ihn brauche. (b) So bleibt Volz allein, was ihm jetzt sehr erwünscht ist. Er hat nämlich das Fest des Coriolan nicht nur im Interesse seiner Partei aufgesucht, sondern um seine Jugendgeliebte wiederzusehen, die, wie er weiß, als Gast des Obersten mit dessen Tochter am Feste teilnehmen wird und die er noch immer liebt. Was Volz wünscht, geschieht. Adelheid erkennt ihn und kommt auf ihn zu.

II. Diese Begegnung macht den zweiten Teil des Auftritts aus.

(1) Sie ist zwar zunächst eine Angelegenheit zwischen Liebenden, denn der Zuschauer weiß aus dem vorhergehenden Auftritte, daß auch Adelheid ihrem ehemaligen Ritter noch zugetan ist und daß er sich nicht ohne ihre Schuld von ihr hat fernhalten müssen. Bei dem Wiedersehen zeigt Adelheid ganz unzweideutig ihre freudige Bewegung, sie nennt ihn gleich bei der Begrüßung „Lieber Herr Doktor“ und setzt voraus, daß sie trotz der längeren Trennung gute Freunde geblieben sind, und Volz ist davon auch im höchsten Grade beglückt; aber die Politik drängt sich auch zwischen die Liebenden, und die bevorstehende Wahl eines Abgeordneten verhindert die völlige Übereinstimmung. (2) Adelheid verlangt nämlich von Volz, er solle „ihr zuliebe“ seinen Freund, den Professor Oldendorf, der des Obersten Gegenkandidat ist, zum Rücktritte von der Kandidatur bewegen oder wenigstens seine Wahl vereiteln, um zwischen den alten Freunden, dem Obersten und dem Professor, die frühere Vertraulichkeit wiederherzustellen und eine Vereinigung des liebenden Paares Oldendorf und Bertha zu ermöglichen. Das schlägt ihr aber Volz rundweg ab, so weh es ihm auch tut, die Geliebte dadurch erzürnen zu müssen und auf die Seite seiner Gegner zu treiben. Als sich nun Kämpfe nähert, der Volz etwas Wichtiges mitteilen zu wollen scheint, verabschiedet sich Adelheid zwar freundlich von „ihrem wiedergewonnenen Freunde, aber er meint doch, sie zürne ihm, und ruft schmerzlich bewegt aus: „Dort kehrt mir mein guter Engel zürnend den Rücken! Jetzt bin ich rettungslos dir verfallen, du Heze Politik!“ Er ist nun in der Stimmung, einen verwegenen Streich auszuführen, um in der Politik einen Sieg zu gewinnen, nachdem er auf dem Felde der Liebe eine Niederlage erlitten hat.

III. Diesem Streiche ist der dritte Teil des Auftritts gewidmet, dessen Ziel es ist, der Partei des Coriolan zwei einflußreiche Wahlmänner zu ent-

führen. (1) Nachdem diese Wahlmänner mit ihren Familien eingeführt sind, Piepenbrink als ein etwas lauter und polternder Geschäftsmann, der es gewohnt ist zu kommandieren und sich geltend zu machen, und Kleinmichel als bescheidener Spießbürger, der sich seinem Freunde willig unterordnet, nähern sich die beiden Verschworenen schrittweise ihrem Ziele. (2a) Zuerst kommt es Volz darauf an, mit den Bürgern bekannt zu werden. Da ihm Kämpfe mitteilt, daß Piepenbrink mit Rotweinen handle, benutzt er den Wein als Vermittler der Bekanntschaft. Er lobt zwar den Wein, den ihm der Kellner gebracht hat, meint aber, ein gebildeter Weintrinker lasse sich seinen Rotwein nur von einem gewissen Piepenbrink holen. Da Piepenbrink auch den Wein geliefert hat, den Volz und Kämpfe trinken, muß er lachen, daß die Herren seinen Wein so schlecht kennen; anscheinend beleidigt beschwert sich Volz über dies Lachen und veranlaßt Piepenbrink dadurch, seinen Namen zu nennen. Nun stellt er auch sich und seinen Freund vor und erreicht es durch seine Höflichkeit und einige den Damen gespendete Schmeicheleien, daß sie Piepenbrink auffordert, sich mit an seinen Tisch zu setzen und von der guten Sorte in gelbgeiegelten Flaschen, die sich der Weinhändler besonders hat mitbringen lassen, mitzutrinken. Ein Hoch, das Volz auf den Gelbgeiegelten ausbringt, der sie zusammengeführt habe, beschließt diesen ersten Abschnitt. (2b) Im zweiten forscht Volz nach dem politischen Standpunkte der Biedermänner. Nachdem er erfahren hat, daß sie nicht geneigt sind, sich durch ihre Teilnahme am Feste zu irgend einer Abstimmung zu verpflichten, schließt er ein zweites Hoch an, das er mit einer geschickten Wendung auf die Damen ausbringt. (2c) Piepenbrinks Frage, was eigentlich noch im Saale vorgehen solle, führt die Unterhaltung ganz dem Wunsche Volz' gemäß weiter auf das politische Gebiet und seinem eigentlichen Ziele näher. Hat eben Piepenbrink den Obersten „einen sehr respektablen Herrn“ genannt und Kleinmichel die Wahl gelobt, die die Herren vom Komitee getroffen haben, so beginnen nun die verbündeten Freunde für ihren Kandidaten einzutreten. Erst wirft Kämpfe die Bemerkung hin, viele würden wohl für Oldendorf stimmen, und als Piepenbrink ihn darauf zu jung nennt, lobt Volz Oldendorfs warmes Herz und sicheres Urteil und erklärt ihn für einen Mann, der das Rechte erkennt und ohne Bedenken tut. Diese Behauptung bekräftigt er durch eine Erzählung, Oldendorf habe ihm während ihrer Studienzeit bei einem Brande das Leben gerettet, und rührt dadurch Piepenbrink so, daß er aufsteht und den Professor Oldendorf leben läßt. (2d) Im folgenden vierten Abschnitte wird Volz, durch seinen Erfolg bei den einfachen Leuten, die seine Berechnung nicht durchschauen, übermütig gemacht, noch vertraulicher und bittet um die Erlaubnis, Frau Piepenbrink küssen zu dürfen. Dadurch erregt er bei den Zuschauenden, denn schon während des vorigen Abschnittes sind Adelheid und Senden und andere Gäste, von der eifrigen Gesellschaft unbemerkt, herangetreten, Ärger und Verdruß, so daß sie glauben eingreifen zu müssen. Das kommt aber Volz sehr zu statten. Denn als Adelheid durch ihren vorgehaltenen Ball-

strauß den Fuß verhindert und Senden Volz hitzig vorwirft, sich eingedrängt zu haben, wird Piepenbrink ungehalten, daß er in seiner Gemüthlichkeit gestört wird, redet gar, als er zu merken glaubt, daß man ihn nur eingeladen hat, um in ihm einen Wahlmann „zu kapern“, von Schlichen und trinkt den andern zum Troste mit seinem neuen Freunde Brüderschaft, indem er dabei sagt: „Sie sollen sich ärgern, daß sie versten.“ Dann führt er sogar seine ganze Gesellschaft, obgleich ihn Senden und andere Gäste zurückhalten wollen, fort; sie wollen in seinem Hause bei einer selbstgebrauten Bowle noch lustig weiter plaudern. Unter dem Rufe „Vivat Piepenbrink!“ ziehen Piepenbrink mit Frau und Tochter, Kleinmichel und Sohn, Volz und Kämpfe im Triumph davon.

C. Dem erstaunt fragenden Obersten kann Senden nur mit innerer Wut die Auskunft geben: „Ein nichtswürdiger Skandal! Die Union hat uns die beiden wichtigsten Wahlmänner entführt.“

2. Beschreibende Aufsätze.

Vorbem. Die am häufigsten vorkommenden Aufgaben beschreibender Art sind Zustandsschilderungen und Charakteristiken, meist auf Grund der dramatischen Lektüre. Beide erfordern eine sehr sorgfältige Berücksichtigung der Stellen, die einen Beitrag zu der Beschreibung liefern. Hier muß man besonders aufmerksam sein, weil der brauchbare Beitrag, den eine Stelle liefert, oft erst durch einen Schluß gewonnen wird. Es ist vielfach nötig, den Wortlaut der Stelle bei der Verwendung beizubehalten und zugleich den Weg anzugeben, auf dem man zu seinem Schlusse gekommen ist. Das Tempus ist das Präsens.

Probe 5. Die politische Lage Deutschlands bei Beginn der Handlung von Kleists Hermannschlacht.

A. Rom will Deutschland unterjochen.

B. Der Zustand Deutschlands scheint den Plan zu begünstigen.

I. Das Volk.

1. Die Heere sind den Römern nicht gewachsen.

a. Die Kampfweise i. a.

b. Die Heere Marbods und Hermanns i. b.

2. Die Völker sind politisch gleichgültig.

II. Auch die Fürsten sind den Römern nicht gewachsen.

1. Ihnen fehlt i. a. Gemeinfinn, Menschenkenntnis und politischer Blick.

2. Im besondern:

a. Die Fürsten des Westens sind so gut wie verloren.

b. Marbod im Osten arbeitet den Römern in die Hände.

c. Hermann in der Mitte erscheint untätig und gleichgültig.

C. Die Hermannschlacht behandelt Deutschlands Befreiung durch Hermann.

A. Rom hat nach und nach alle Völker, die um das Mittelmeer herumwohnen, unterworfen, zuletzt die Parther und die Gallier, also die Völker des

äußersten Ostens und Westens, bezwungen und schon begonnen, auch die Deutschen in den Staub zu werfen (I, 2—7). Der römische Feldherr Varus, dem der Kaiser Augustus die Aufgabe, Deutschland zu unterwerfen, übertragen hat, sieht sie als notwendig an und setzt alles daran, sie durchzuführen. „Wahr ist's, sagt er, Rom wird auf seinen sieben Hügeln vor diesen Horden nimmer sicher sein, bis ihrer festen Fürsten Hand auf immerdar der Scepterstab entwunden“ (III, 412—415). Und der Zustand Deutschlands scheint das Gelingen seines Planes zu begünstigen.

B. I, 1. a. Die Deutschen erfreuen sich zwar einer größeren kriegerischen Anlage als die Römer, aber diese haben ihre geringere besser ausgebildet (I, 305—307). Die Deutschen kommen zum Angriff in Haufen aus dem Walde gelaufen, von ihren Fürsten angeführt, und haben nichts, das Vaterland zu schirmen als die nackte Brust und den Morgenstern, während die Römer in wohlgegliederten Legionen, mit ehernen Waffen ausgerüstet, die ganze Kunst des Krieges entfalten, die sie in vier Weltteilen gründlich erlernt haben (I, 288—297). Darum können sich die deutschen Heere nicht mit den römischen messen (I, 287 f.) und müssen unterliegen, wie der Bär dem schlanken Löwen im Kampfe erliegt (I, 289—300).

I, 1. b. Weil er die Überlegenheit der römischen Bewaffnung eingesehen hat, läßt Marbod sein Heer nach römischer Art ausrüsten und einüben (IV, 89 f.), und wenn Varus dem Arminius einen geschickten Römerfeldherrn aufnötigt (III, 439), der dann das Cheruskerheer nach Römerart in Manipel teilen will (IV, 310—312), so geht daraus hervor, daß die Römer die deutsche Kampfesweise für minder zweckmäßig halten als die ihrige.

I, 2. Die Völker Deutschlands sind politisch gleichgültig. Nur den Cheruskern wird eine nationale Gesinnung zugeschrieben. Sie sind dem Aufgebote Hermanns gern gefolgt, als er sie vor wenig Wochen zu den Waffen rief, „im Wahn, es gelte Rom und die Tyrannenmacht, die das heilige Vaterland zertritt“ (V, 260—264). Sie bringen sich auch selbst in einen Gegensatz zu den Ubiern und Aduern, die sich dazu hergeben, „die Sklavenkette, die der Römer bringt, den deutschen Brüdern um den Hals zu legen“ (V, 270—273). Sie nehmen also unter den Völkern ebenso eine Ausnahmestellung ein wie ihr Herr unter den Fürsten.

II, 1. Denn auch die Fürsten dieser deutschen Scharen sind den Römern nicht gewachsen. Zwar sind sie persönlich tapfer und eilen an der Spitze ihres Haufens den Thyrigen mutig voran (I, 288); auch ehrlich und treu sind sie, so daß Ventidius einem Hämmling, der an der Tiber graßt, mehr Zug und Trug zutraut als dem ganzen Volke, dem Arminius angehört (III, 387—389). Aber mit diesen Eigenschaften können sie den Römern keinen erfolgreichen Widerstand leisten; dazu müßten sie mehr Gemeinsinn, größere Menschenkenntnis und einen weiter in die Zukunft schauenden Blick haben. Wenn sie sich dann zu einem großen Bunde einigten, könnten sie nachdrücklich und mit Erfolg gegen die Römer auftreten. Meist aber stellen sie den augenblicklichen Vorteil für

ihre eigene Person über die Rücksicht auf das Ganze, handeln nicht zur rechten Zeit, lassen sich übervorteilen und erkennen die römische Hinterlist erst, wenn es zu spät ist. Zu den wichtigsten Fürsten haben die Römer Legaten geschickt, die ihnen im Sinne des Varus Ratschläge erteilen, ihre Macht und Gesinnung erforschen und dem Oberfeldherrn getreue Kunde geben. So wirkt im Westen bei Thuiskomar Calpurnius (I, 162), in der Mitte bei Hermann Ventidius Carbo (II, 211) und im Osten bei Marbod Fulvius Lepidus (IV, 100).

II, 2, a. Am wenigsten Einsicht und Widerstandskraft haben bisher die westlichen Fürsten Deutschlands gezeigt, (α) von denen sich einer, der Ubier Aristan, von Anfang an freiwillig an die Römer angeschlossen hat. Er rühmt sich selbst, niemals das Schwert gegen die römischen Cäsaren gezückt zu haben und ihr Freund gewesen zu sein, „sobald sie sich nur an der Schwelle von Germania zeigten“ (III, 367—370), und hat sich dann dem Varus „treulos“ in die Arme geworfen (I, 13). Darum nennt ihn Wolf auch den ungroßmütigsten von allen Fürsten. (β) Zwei andere, Gueltar, der Fürst der Nervier, und Just, der Cimbernfürst, halten es gezwungen mit den Römern, da sie in der „Schlacht des Ariovist“ (III, 349) auf gallischem Boden mit Ariovist zusammen dem Cäsar erlegen sind. Gueltar hat sein angestammtes Reich verloren, ist aber mit Aduen entschädigt worden, und Just hat es nur der Gnade des Augustus zu verdanken, daß er den ererbten Thron noch ferner einnehmen darf (III, 361—363 und 356—358). Nervien wird nun von einem römischen Statthalter, Vicinius, verwaltet, wie noch zwei Statthalter, Scipio und Agricola, in den Ländern Mariska und Markoland erwähnt werden (II, 76—78), von denen das erste dem Ariovist entrissen ist (I, 46), das zweite den Markomannen früher gehört zu haben scheint. (γ) Eine andere Reihe von Fürsten, „die an des Maines Ufer“, Flambert, Torst, Marich und Singar (IV, 186—189), sieht dem Vorrücken der Römer untätig zu und hofft von einer Woche zur andern, daß Augustus' Tod die römischen Legionen aus Deutschland abrufe (IV, 194—196). (δ) Von den andern Fürsten hat der Sitamber Thuiskomar in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit sein Land selbst dem Varus in die Hand gegeben. In „fluchwürdiger Feigherzigkeit“ (I, 166) giebt er den eigenen Schwager (I, 164), den wackern Friesenfürsten Holm, der ihm durch das engste Band der Freundschaft verbunden ist, der Rache des Augustus preis (I, 154—158) und schließt, jedenfalls doch auf Betreiben des Legaten Calpurnius, mit Varus einen förmlichen Vertrag, durch den er sich gegen das Versprechen, Holm nicht beistehen zu wollen, Land und Thron zu sichern glaubt (I, 24—27). Als nun die Römer trotzdem sein Erbland mit den Legionen überschwemmen (I, 29) und wie Feindesland behandeln (I, 169), sieht er zu spät ein, wie „wenig klug und überlegt“ er gehandelt hat, und möchte gern ein Bündnis gegen Varus zu stande bringen. Er setzt sich mit dem Ratten Wolf, dem Marßen Dagobert und dem Brukterer Selgar in Verbindung und bestimmt sie, sich mit ihm zusammen zu dem Cheruskerfürsten Arminius zu begeben, um ihn für ein Bündnis gegen die Römer zu gewinnen. Daß sie aber alle die Kunst heimlicher Verhandlungen nicht verstehen, so daß Varus

von allen ihren Schritten unterrichtet wird und ihr Plan von vornherein aussichtslos ist, ergiebt sich aus den geringschätzigen Worten Hermanns (IV, 180—184): „Die schreiben, Deutschland zu befreien, mit Schiffen, schicken mit Gefahr des Lebens einander Boten, die die Römer hängen, versammeln sich im Zwielficht — essen, trinken und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen.“ Hermann traut ihnen nicht zu, daß sie um des Vaterlandes willen ihre persönlichen Vorteile dauernd aufgeben (I, 238), und sagt es ihnen ins Gesicht, daß sie es im Lauf der Ewigkeit nicht dahin brächten, dem Varus kampferbunden gegenüberzustehen (I, 247 f.). Wolf nimmt er allerdings aus; er sei „der einzige, der es redlich meint“ (IV, 185). Und daß er recht gehabt hat mit seiner Antwort, sie würden sich, sobald ihnen Varus einen Zankapfel hinwürfe, gegenseitig in Spinnenfeindschaft angreifen (I, 251—255), war schon erfüllt, ehe er es aussprach. Varus hat nämlich dem Dagobert schon das ehemalige Reich des Ariovist, Nariska, angeboten, wenn er sich den Römern anschließen wolle, und nun will Dagobert dem Bündnis nur beitreten, wenn ihm Selgar einen Landstrich zurückgeben will, auf den er Ansprüche macht (I, 40—57). Wolfs Klage ist berechtigt: „Es bricht der Wolf, o Deutschland, in deine Hürde ein, und deine Hirten streiten um eine Handvoll Wolle sich!“ (I, 72—74). (c) Der einzige, der im Westen den Mut hat, dem Varus mit der Waffe in der Hand zu widerstehen, ist Holm, der Friesen; aber von seinen Landsleuten, selbst seinem Schwager, im Stiche gelassen, kann er sich gegen die Übermacht nicht halten, er „wehrt sich nur noch sterbend“ (I, 10).

II, 2. b. Während so Schwäche und Uneinigkeit, Neid und Selbstsucht den ganzen Westen Deutschlands den Römern preisgeben und selbst die, die die Feinde „in einer muntern Schlacht aus dem deutschen Lande hinwegjagen“ (I, 278 f.) möchten, von der Treue gegen das Vaterland nur reden, ohne ein brauchbares Mittel auffinden zu können, so daß Hermann sagen kann: „Ganz Deutschland ist verloren schon“ (I, 282), hat sich im Osten ein tatkräftiger Fürst, Marbod, der Sueve, das Ziel gesteckt, ganz Deutschland durch Unterwerfung unter seine Herrschaft zu einigen (I 177 f.). Ein „Kind des Glücks“ (II, 28) hat er schon, von den Sudeten kommend, die Völkerschaften rechts von der Ober und links von der Donau bezwungen und streckt die Hand jetzt nach dem Cheruskerlande in der Mitte Deutschlands aus. Er ist mit einem Heere an der Ostgrenze, an der Weser, erschienen und hat von Hermann verlangt, ihm als seinem Oberherrn den schuldigen Tribut zu entrichten (I, 179—181). Hermann hält ihn auch wegen seiner Macht und seines Edelmutes für würdiger als jeden andern Fürsten, an Deutschlands Spitze zu stehen (II, 377—379). Daß er nicht nur „herrscherlich“ ist, wie ihn Thuisfomar (I, 174) nennt, geht daraus hervor, daß er sich „den Herrscherthron in Deutschland allein, aus eigener Kraft, errichten will“ (IV, 117 f.) und auch den Versuch gemacht hat, mit Hermann bei einem vor sieben Monaten abgestatteten Besuche „über einen Staatenbund zu verhandeln“ (IV, 34 f.). Auch ist er kein Freund und blinder Bewunderer der Römer, denn er hat einen eisernen Ring auf den Arm ge-

zogen mit dem Gelübde ihn zu tragen, „so lange ein römischer Mann in Deutschland sei“ (IV, 62—64). Aber so ganz muß er die Römer doch nicht durchschaut haben; er schließt mit Varus ein Bündnis (IV, 26), läßt sich von ihm Feldherren schicken, die sein Heer in der Kriegskunst unterrichten (I, 224 f.), nimmt heimlich Geld und Waffen von ihm, um Hermann desto leichter besiegen zu können (I, 223), und leiht sowohl den Schmeichelreden des Augustus sein Ohr, der ihm die „Herrschaft von Germanien“ verspricht (IV, 362 f.), als auch den Hegereien des Varus, der ihn zum Kampfe gegen die Cherusker aufstachelt (I, 222). Freilich genügt seine Römerfreundlichkeit dem Varus nicht; der Legat Falvius wird seinem Herrn berichtet haben, daß sich Marbod nicht so „aus voller Brust für Rom entscheiden könnte, wie er gesollt“ (IV, 114 f.). Darum hat ihn Varus dem Untergange geweiht, „Rom, der Bewerbung müde, giebt ihn auf“ (IV, 116 f.). Mit Hermanns Hilfe soll er vernichtet werden.

II, 2, c. Dieser, mitten zwischen dem uneinigen und so gut wie ganz verlorenen Westen und dem unter Marbods Herrschaft geeinigten Osten wohnend, ist der einzige Feind der Römer, der unversöhnlich (IV, 9) und zugleich ihrer Tücke gewachsen ist. Er hat einerseits die römische Staatskunst durchschaut, er sagt: „Das Schicksal Deutschlands lehrt nur allzudeutlich mich, daß Augusts letzte Absicht sei, uns beide, ihn wie mich, zu Grund zu richten. Und wenn er, Marbod, wird vernichtet sein, der Suevenfürst, so, fühl' ich lebhaft, wird an Arminius die Reihe kommen“ (II, 367—372). Andererseits weiß er, was er von den deutschen Fürsten zu halten hat. Danach hat er sein Verhalten eingerichtet und täuscht sie beide. Die Römer werden durch seine scheinbare Untätigkeit und Vertrauensseligkeit so sicher gemacht, daß Varus seine „Absicht, den Adler auch im Land Cheruskas aufzupflanzen“ gar nicht ängstlich verbirgt (I, 184 f.), als er ihm hinterlistig die Kohorten zur Hilfe gegen Marbod anbietet, und die deutschen Fürsten glauben ihn erst über die Gefahr aufklären zu müssen, in der er schwebt (I, 221 ff.), ja, Marbods Rat Attarin traut ihm selbstsüchtige Absichten zu und warnt seinen Herrn vor „diesem Fuchs“ (IV, 19 ff.), der ihn in eine Falle locken wolle, um so mehr, als er Marbods Vorschlag zu einem Bündnis abgewiesen hat. Nur Wolf nennt ihn den letzten Pfeiler im allgemeinen Sturz Germanias“ (I, 157) und klagt: „O Deutschland! Vaterland! Wer rettet dich, wenn es ein Held wie Siegmars Sohn nicht tut!“ (I, 396). Aber auch er begreift Hermanns Verhalten nicht, der keines Bündnis sucht, und versteht ihn nicht, wenn er ausruft: „Allein muß ich in solchem Kampfe stehen, verknüpft mit niemand als nur meinem Gott“ (I, 271 f.).

C. Wie Hermann nun seinen Plan, Varus, „Germaniens Senkersknecht“ (V, 302) und „Todfeind“ (V, 657) in seinem eigenen Netze zu fangen, die Römer, „diese Kinder des Betrugs“ (I, 203) zu vernichten und Deutschland zu einem Volke unter einem Könige zu einigen, durchführt, das bildet den Gegenstand der Handlung in Kleists Hermannsschlacht.

zogen mit dem Gelübde
Deutschland sei" (IV, 62)
durchschaut haben; er schickte
ihm Feldherren schicken, die
nimmt heimlich Geld und
zu können (I, 223), und
Dhr., der ihm die „He-
auch den Hegeren des
aufstachelt (I, 222). Er
nicht; der Legat Falvius
nicht so „aus voller B-
114 f.). Darum hat il-
werbung müde, giebt il-
vernichtet werden.

II, 2, c. Dieser,
verlorenen Westen und
wohnend, ist der einzige
zugleich ihrer Tücke gew-
durchschaut, er sagt: „De-
daß Augustus letzte Absicht
Und wenn er, Marbod,
lebhaft, wird an Arminius
weiß er, was er von der
sein Verhalten eingerichte-
seine scheinbare Untätig-
Varus seine „Absicht, de-
gar nicht ängstlich verbir-
zur Hilfe gegen Marbod
über die Gefahr aufklär-
Marbods Rat Attarin tr-
Herrn vor „diesem Fuchs
um so mehr, als er Mar-
Nur Wolf nennt ihn den
(I, 157) und klagt: „D-
ein Held wie Siegmars
Hermanns Verhalten nicht
wenn er ausruft: „Allein
niemand als nur meinem

C. Wie Hermann
knecht" (V, 302) und „Te-
die Römer, „diese Kinder
land zu einem Volke und
den Gegenstand der Han-

Mann in
doch nicht
st sich von
(I, 224 f.),
er besiegen
ustus sein
(2 f.), als
Cherusker
m Varus
h Marbod
sollt" (IV,
der Be-
ste soll er

wie ganz
en Osten
V, 9) und
taatskunst
tlich mich,
zu richten.
fühlt ich
Anderseits
h hat er
den durch
acht, daß
pflanzen"
Kohorten
ihn erst
l ff.), ja,
ent seinen
ten wolle,
iesen hat.
ermanias"
wenn es
begreift
ihn nicht,
nüpft mit

Senfers-
u fangen,
Deutsch-
as bildet

